

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

IX. Briefe von Beda Weber und Johannes Schuler

IX.

Briefe von Beda Weber und Johannes Schuler.

Hier scheint eine geeignete Stelle, um in dem Flusse der Erzählung eine längere Unterbrechung eintreten zu lassen. Da ich unsre Helden möglichst klar zu stellen wünsche, so habe ich im letzten Herbst, als ich wieder in Tirol verweilte, fleißig nachgefragt, ob nicht da und dort noch schriftliche Reliquien derselben vorhanden seien. Am nächsten Tag es mir aber in dem besfreundeten Hause zu Baiersberg mich nach den hinterlassenen Papieren meines seligen Freundes umzusehen. Herr Dr. Friedrich Streiter, dessen ältester Sohn, kam mir in diesem Betreffe sehr verbindlich entgegen und überließ mir den ganzen Speicher zur freiesten Forchung. Dort lagen die Schätze zum Theile zerstreut auf Tischen und Bänken, zum Theile füllten sie in reizender Unordnung einen Kasten, der etwa vier Fuß hoch und eben so breit ist. Man hatte nämlich wegen andringender Miethparteien die untern Räume damals so schleunig leeren müssen, daß die Damen des Hauses zuletzt alle alten staubigen Schreibereien, Steuerquittungen, Postscheine, geschäftliche Zuschriften, darunter aber auch die Briefe der berühmtesten Männer unausgeschieden in kleine Bündel zusammenbanden und es der Nachwelt überließen, sich, was sie brauchte, herauszufuchen. Ich stellte mir nun die Aufgabe, jeden Tag etliche solche Bündel vom Speicher in meine Stube herunterzutragen,

sie dort aufzulösen, durchzusehen und zu sortiren. So gelang es denn, die Briefe Bedas, Schulers, meine eigenen, — wenn auch nicht alle, doch sehr viele — dann die der Familie, der andern Freunde u. s. w. zusammenzufinden und in leidliche Ordnung zu bringen. Der Kasten enthält übrigens vier Fächer, von denen ich zunächst das oberste und das unterste angiehe, da diese die meiste Ausbeute zu versprechen schienen. Und nachdem ich gegen tausend Briefe gelesen und vierzehn Tage daran gesetzt hatte, war ich müde geworden und schloß meine Arbeit. In den beiden mittlern Fächern habe ich allerdings ein bißchen herumgestöbert, aber sie nicht ausgeräumt. Es fanden sich da zumeist handschriftliche Papiere in Folio, die alle etwas nach der Kanzlei rochen und Konzepte zu geschäftlichen Aufsätzen sein mochten. Möglich, daß auch unter diesen noch erhebliche Briefe versteckt sind. Von Ludwig Tieck habe ich nichts gefunden; freilich kann man auch die Frage stellen, ob jener überhaupt einmal Anlaß hatte, an seinen Bozner Freund zu schreiben. Von diesem selbst sind nur die Briefe vorhanden, welche er auf seinen Reisen nach Hause sandte, und diese sind oben schon verwerthet worden; außerdem auch einige Schreiben aus seiner Badekur zu Kissingen, die jedoch nur die Familie berühren. Seine Briefe an Beda liegen wohl in Frankfurt, die an Schuler in Innsbruck. Letztere sind nicht zugänglich, ob erstere, hab' ich nicht gefragt.

Es sollen nun Bedas und Schulers Briefe auszugsweise hier mitgetheilt werden. Da wir in Deutsch-

land nach und nach die Brieffschaften unsrer großen Männer bis auf die letzte Schneiderrechnung veröffentlichen, so dürfen sich wohl auch die Herzensergießungen jener großen Tiroler, am sichersten freilich bei ihren Landsleuten, eine freundliche Aufnahme versprechen. Vorher ist aber noch zu bemerken:

Ein guter Theil des Inhalts ist rein geschäftlich und bezieht sich, wenigstens in den ersten Jahren, auf den Leseverein, den die drei Freunde mit fünf andern Genossen gegründet hatten. Schuler, der zu Innsbruck im Bereich der Wagnerschen Buchhandlung saß, bestellte die Bücher und besorgte die Versendung. Er verfolgte eine sehr ernste Richtung; Belletristik war zwar nicht ausgeschlossen, aber am meisten wurde doch auf philosophische und historische Werke verwendet. Es ist höchst erfreulich, zu gewahren, welcher Eifer sich da entwickelte, wie rasch die Bücher aufgelesen wurden, welche Ungeduld sich zeigte, wenn die erwarteten Lekturbissen nicht rechtzeitig eintrafen. Letzteres kam namentlich in Meran nicht selten vor, da die Verbindung zwischen unserm Veda und seinem Freunde zu Bozen zumeist durch die „Trägerin“ unterhalten wurde, die, wie es scheint, nur alle acht Tage hin und herging.

Alle die Aeußerungen, die sich auf den Geschäftsverkehr des Lesevereins beziehen, sind nun, wie sich von selbst versteht, gestrichen und nur dann mitgetheilt worden, wenn dabei irgend eine charakteristische Wendung hervortritt. Manche Stellen sind jetzt nicht mehr verständlich, weil sie sich auf vorausgegangene Besprechungen, Verab-

redungen, auf längst verschollene kleinstädtische Ereignisse beziehen, und mußten daher gleichfalls weggelassen werden. Ebenso, wenn auch nicht alle, die Urtheile, welche die Freunde mitunter über die gelesenen Bücher abgaben, Beda Weber meistens kurz und bündig, Schuler zuweilen, was auffallen könnte, sehr ausführlich und gründlich, woraus eben zu ersehen, daß er das Schreiben, so ungern er daran gieng, doch nicht so bald wieder aufgab, wenn er sich einmal in die Hitze geschrieben. Uebrigens ist das Mitgetheilte kaum ein Fünftel, vielleicht kein Zehntel* des Vorhandenen. Es sollten ja, um das Buch nicht zu überladen, nur solche Bruchstücke aufgenommen werden, welche dem Leser interessant zu sein versprochen — zunächst solche, die zur Charakterisirung des innern Lebens und des äußern Treibens der Korrespondenten und überhaupt der damaligen Zeiten dienen.

Viele Stellen sprechen von den obwaltenden leiblichen und geistigen Zuständen. Beda Weber erkältet sich sehr oft und leidet fast immer an Magenbeschwerden, namentlich zur Fastenzeit. Sehr viel ist auch, wie in Rahels Briefen, von Stimmungen die Rede; bald ist der eine, bald der andere verstimmt. Beda Weber ist zuweilen seelenvergnügt, lebt aber gewöhnlich in einer Art von

* Eine genaue Berechnung wäre fast unmöglich, da namentlich Beda Weber bald breit und weitgezogen, bald knapp und eng, bald auf kleinen Oktav-, bald auf großen Quartblättern schreibt.

Galgenhumor, der die ganze Welt zum Teufel wünscht. Einmal, am 14. Dezember 1830, also in seinem zwei- unddreißigsten Lebensjahre, schreibt er: „Mein Alter und die damit verbundenen Schwachheiten machen mich sehr vergeßlich!“ Streiters Wesen zeigt sich, da seine Briefe fehlen, nur aus dem Schatten, den es in die seiner Freunde wirft. Auch er verfällt zuweilen in Schwermuth und wird dann von diesen liebevoll getröstet. Schuler ist derjenige, der den Horazischen Gleichmuth der Seele am tiefsten verliert. Veda Weber malt seinen eigenen Charakter mit photographischer Genauigkeit — einerseits steht die sich überall vordrängende Gefinnungstüchtigkeit, sein pompöses Pathos, der „unermessliche“ Hoch- und Edelsinn in Wort und Phrase, anderseits sein empfindliches, argwöhnliches, schnüffelndes, intrigantes und wetterwendisches Wesen, das an einen alten Fiedelbogen die ganze Seelenruhe legt. Ebenso deutlich zeigt sich eine lieblose wegwerfende Beurtheilung seiner Mitmenschen, da er kaum einen Namen nennen kann, ohne „Esel“ oder „Schuft“ hinzuzusetzen.

In Ganzen nehmen sich die drei Freunde ungefähr aus, wie eine kleine Herde, die mit einander fröhlich spielt und sich ihres Lebens freut, über der aber unausgesetzt wie ein Lämmergeier der große Freiherr von Giovanelli schwebt, zu dem sie alle sehen hinaufblicken, dessen Schnabel und Klauen sie stets in unheimlicher Spannung halten.

Ein anderer Zug, der jenseits des Fichtelgebirges freilich mehr auffallen wird, als diesseits, ist die göttliche Grobheit, die alle beseelt und beherrscht. Es kommt oft

heraus, als wollten sie viel lieber die größten als die größten ihrer Zeitgenossen sein. In diesem Fache ist, wie es scheint, Josef Streiter als der jüngste, gesündeste und kräftigste unter den Dreien der primus inter pares gewesen. Johannes Schuler verläugnet auch da seine Johanneische Natur nicht. Er ist nur derb um zu versöhnen. Gienge es mit Milde und Weichheit, so wäre er viel lieber mild und weich. Wir Baiern dürfen uns über solche Art gewiß nicht wundern, denn sie ist ja das theure Erbe unseres Stammes, nur daß die gemeinsame Anlage auf dem rauhen und erhabenen Boden der Alpen sich viel reicher entwickelt hat, als auf unserem schlichten und anspruchslosen Flachland.

Beda Weber hat übrigens seiner alpenhaften Manier selbst ein Denkmal gesetzt, indem er irgendwo* sagt: „Mein Ausdruck war von jeher entschieden und derb. Ich wollte meine Art nicht allzu sehr zwingen; wer weiß, ob sie es überhaupt hätte erlernen können. Den Teufel nenne ich Teufel und Christus meinen Gott und Herrn. Was mir an Höflichkeit abgeht, hoffe ich durch Aufrichtigkeit einigermaßen zu ersetzen.“

Wegen dieser dreiseitigen Derbheit artete aber das fröhliche Spiel unserer geistreichen Freunde mitunter in Neckereien aus, die ziemlich einrißig wurden. Da werfen nun die beiden andern gewöhnlich ihrem Streiter vor, daß Er wieder angefangen. Beda Weber liest ihm ein

* Vorrede zu den Predigten aus Tiroler Volk. 1851.

paar Male kategorisch den Text über sein unberechenbares, leidenschaftliches, vulkanisches Wesen. Leider sind, wie gesagt, Streiters Briefe nicht zur Hand und es ist daher schwer zu beurtheilen, ob ihm da nicht zu wehe geschehe, ob nicht Bedas hyperbolische Art zu sehr sich geltend mache. Immerhin erscheint er als ein fast dämonischer Halbgott, wie er seine Freunde immer wieder anzieht und immer wieder abstößt, wie diese, unter den entschiedensten Protesten gegen seine Manier, ihn doch immer mit Schmeicheleien überhäufen und seine Ueberlegenheit unbedingt anerkennen. Ich kann meinerseits dagegen feststellen, daß Streiter zu der Zeit, da ich ihm näher trat, ein ganz anderer Mensch geworden war. Er kam zwar zuweilen etwas „fürig“ aus der Kanzlei, aber nach einer kurzen Weile, nach kurzem freundlichem Gespräch war er wieder ruhig und heiter geworden und dies blieb sein ständiges Wesen, so lange ich ihn kannte. In dem Briefwechsel, den wir fast dreißig Jahre lang mit einander führten, finden sich wohl manche Schalkheiten und ironische Scherze, aber nie ein ernsthaftes Mißverständnis. Möglicherweise, daß diese Aenderung gerade mit seinen beiden Bildungsreisen nach Norddeutschland zusammenhängt!

Der geographische Mittelpunkt unsres Kleeblatts war, wie der Augenschein lehrt, Streiters Wohnort und Geschäftssitz, die Stadt Bozen. Dieser zeigen sich nun Beda und Schuler nicht besonders geneigt, wie denn auch Streiter mit ihr bekanntlich nie recht zufrieden war. Die verständigen Männer dieser angesehenen Handelsstadt sind

nun schon lange gewohnt, von überspannten Poeten und unpraktischen Schöngeistern schief und unrichtig aufgefaßt zu werden, und es wird sie daher so manche ungünstige Aeußerung um so weniger verletzen, als sie, was ich immer zu bedenken bitte, nicht von mir, sondern von ihren Landsleuten ausgeht.

In Bedas Briefen zeigt sich allenthalben eine große Erbitterung über Albert Jäger. Es wäre allerdings feiner, wenn sich diese Erbitterung etwas mystisch hielte, allein sie tritt so unverhüllt auf, daß jedes Mysterium ausgeschlossen ist. Da jener, sein ehemaliger Amtsbruder, jetzt noch lebt, so sind von solchen Stellen nur einige wenige, gleichsam als Proben, aufgenommen worden.

Beda Webers Handschrift ist sehr verschieden; am Anfang der Briefe oft kalligraphisch schön, gegen das Ende aber meist sudelig, kaum mehr zu kennen und schwer zu lesen. Er hält noch eine altfränkische Orthographie ein, schreibt: beyde, zwey, greiffen, nahmentlich u. s. w., läßt auch, wenn er zu eilen anfängt, manche Redetheile ganz aus und konstruirt unrichtig, so daß seine Briefe nicht selten einer diskreten Nachbesserung bedürften.

Also öffnet die Schranken!

Beda Weber an Josef Streiter. Ohne Datum;
doch sichtlich aus Meran, im Sommer 1827.

Dieser Brief bespricht hauptsächlich Streiters bevorstehende Heirath und enthält nur eine für uns bemerkenswerthe Stelle, nämlich:

„Herr von Giovanelli hat mich in der Vorbeireise

befucht und ich ermahne Sie schon vorläufig, den guten Fuß, auf dem Sie mit ihm stehen, allzeit fleißig zu behalten.“

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Sept. 1827. *

L. J.! Ich erwarte Nachricht Ihrer Heirath wegen; es wäre mir außerordentlich lieb, wenn Sie einen Donnerstag wählten. Dann könnte ich ungehindert erscheinen und Schülern cum caeteris wieder sehen. Ich bitte Sie aber recht sehr, theilen Sie an Hanny** nicht alle Hindernisse mit, die aufstoßen könnten, malen Sie ihr nicht Ihr Bozen zu abenteuerlich vor. Sie würden es einmal, wenn wieder Ruhe in Ihrem Herzen, sehr bereuen. Wir müssen leben in der Welt, suchen Sie's so gütlich zu machen, als möglich. — —

Nachschrift: Soeben erhielt ich durch den Präsesen*** Nachricht von Ihnen. Sie beklagen sich, daß ich Ihnen nicht geantwortet habe. — — Ferner sei in Ihrem Briefe eine heftige Stelle wegen meines gegen Giovanelli ge-

* Dieser und der vorhergehende Brief sind die einzigen, in welchen Beda Weber seinen Freund mit Sie anredet. Die Adresse ist gewöhnlich: An Seine Wohlgeborenen und Gnaden, Herrn Joseph Streiter, der Rechte Doktor in re.

** Streiters Braut.

*** Der Präses ist der Vorstand der Lehranstalt, der Superior der Vertreter des Abts und der oberste des ganzen Hauswesens.

äußerten Urtheils über den Almanach.* Was ich da gesagt habe, wiederhole ich unverhohlen, nämlich, daß der Almanach hie und da mit Viebeleien zu seinem großen Nachtheil besetzt ist und daß namentlich Ihre sogenannte Novelle beinahe nichts so gediegen ausspricht, als die letzte Stelle, wo ein unverdorbenes Geblüt sich entfärbt,** und daß zweitens eine gewisse Uebereilung dem Buche anzuerkennen ist, und daß drittens ein Student der untern Klassen das Buch ohne Nachtheil nicht lesen kann. Sie werden das nicht einsehen, und ich verlange es auch nicht und will mich gerne mit dem Titel eines Schusters und Pedanten brandmarken lassen. Aber die Richtigkeit

* Die oben besprochenen „Alpenblumen aus Tirol“, deren erster Jahrgang 1828 erschien.

** Damit die Leser nicht etwa dieses Citates halber mühsam auf die jetzt fast unsichtbaren „Alpenblumen“ fahnden, bemerken wir lieber gleich, daß in jener Stelle der Komiker einer wandernden Bühne sich etwas betrunken an Minnas Busen wirft und mit bacchantischem Muthwillen ihr Halstuch weg-reißend die Hälfte ihrer weißen Brust entblößt. Die Stelle ist wohl in der deutschen Literatur seitdem schon mehrmal überboten worden, aber doch bleibt räthselhaft, wie sie dem sittenstrengen Streiter entkommen und der geistlichen Censur entgehen konnte. Sie zeigt nur, daß der damals noch sehr unwekläufige Dichter weder die Sitten der gebildeten Menschen im Allgemeinen noch die der Schauspieler insbesondere kannte. Die besagte Novelle heißt übrigens „die Schauspieler“, ist aber nichts weniger als eine Novelle, da es an aller Handlung fehlt, sondern ein sehr jugendlicher, jedoch ganz gut geschriebener Dialog über den moralischen Werth der Bühne.

Ihres Urtheils müssen Sie mit der Gediegenheit Ihres Wissens und mit dem Glanz Ihrer Werke beurfunden, was noch nicht, und namentlich nicht im Almanach, geschehen ist. Daß Sie die Tyrannei so weit treiben, hätt' ich nicht gemeint. Mein Urtheil muß mir frei bleiben so lange ich Odem habe, und was ich sage mag man von den Dächern predigen, und wenn eine Genossenschaft diese Denkfreiheit aufhebt und nur ihre kurzfristigen Träume für rechtgestempelt ausgibt, so verschmerz' ich es gerne, daß ich kein Mitglied derselben sein kann, weil ich nun einmal auch leben will, und ohne meine Träume nicht leben kann. Das Glück des Almanachs in dieser Tendenz werden Sie selbst noch erleben und selbst noch einsehen, daß nicht alles nothwendig gut und wahr ist, was den Titel Novelle an der entweihten Stirne trägt. Ich lasse aber auch hierin Ihnen und allen Andersdenkenden ihre Meinung; daß Sie aber mit den Hörnern leidenschaftlicher Befangenheit meine Ueberzeugung mir aus der Seele stoßen wollen, ist mir nicht verdaulich und nöthigt mir diese Erklärung ab, wenn sie auch die letzte sein sollte. — —

Zu Ihrer Ehe wünsche ich Ihnen tausendmal Glück und Segen. Es ist mir sehr schmerzlich, daß mir die Hoffnung, Schuler bei dieser Gelegenheit zu sehen, nicht vergönnt ist. — — Schuler ist mir besonders lieb und werth durch seinen Aufsatz im Almanach,* der vielen an-

* Es ist eine Novelle unter dem Titel: Liebeswahnsinn.

stößig sein wird, der aber das Schönste darin ist, und ich empfehle mich ihm schon vorläufig als gehorjamen Leser für einen ähnlichen Genieflug.

B. W. an J. St.

Meran, ohne Datum. Sommer 1828.

„L. F.! — — Endlich beliebe nicht, wie es Deine Sitte seit einiger Zeit ist, auf folgende Fragen karthäuserhaft zu schweigen, sondern den Mund aufzuthun: Wie lebt Deine Frau mit ihrem Kindlein? Ich bitte Dich, Dein Fleisch und Blut vor dem verzweifeltsten mörderlichen Thee zu behüten. — — Komme doch bald herauf! Es ist hier so lieblich und rosenlicht, daß mir Deine Nähe recht tief am Herzen liegt. Wollest mein gedenken, wo und wie Du gehst und stehst. Ich stehe auf einem einsamen Flecke des menschlichen Daseins und bedarf des freundlichen Anhauchens von Dir, um Wärme und Lebenslust im vollen Maße, wie sichs gebührt, zu erobern. Grüße mir vielmal Deine Frau und das Fräulein in Deinem Hause. Der Name ist mir entfallen. Er thut aber nichts zur Sache.“

B. W. an J. St.

den 5. Februar 1829.

„L. F.! Ich werde Dir bald einen langen Brief schreiben und Deine tiefe Stille unterbrechen. — — Giovanelli hat mit seiner Frau wieder für gut befunden, an mir seinen Zorn auszulassen; aber ich bin doch gesund, Gott sei Dank.“

J. Schuler an J. Streiter.

Innsbruck, den 1. April 1829.

„L. J.! — Dein hitzköpfiger Brief, den ich heute erhielt, hat mich so sehr in Schrecken gesetzt, daß ich mich stracks zum Schreibtisch begeben, um das freundschaftliche Donnerwetter, das über meinem armen Haupte schwebt, womöglich abzuleiten, ehe es einschlägt.

Ich habe geflissentlich einige Zeit hindurch nicht geschrieben; Trostworte konnte und wollte ich Dir nicht geben, weil ich Deine Gefühle und meine Zeit nicht mit leerem Stroh verderben wollte,* und so beschloß ich zu warten, bis Deine Briefe mir die Versicherung geben würden, daß Dein Gemüth wieder etwas ruhiger und empfänglicher geworden. Also nichts vom „dummen und stummen Fisch!“ — Ich fange nun meinen wegen Fülle des Materials endlos zu werdenden Brief in chronologischer Ordnung an. —

Deine „Schützenbraut“** hat mich in mannigfacher Beziehung angeregt und mir eine sehr vergnügte Stunde gewährt. Dies Gedicht ist offenbar ein bedeutender Fortschritt auf der Bahn Deiner Produktivität; und ich muß aufrichtig gestehen, daß mir die rhythmische Form besser als die prosaische für Dich zu passen scheint und daß Du

* Es ist nicht klar, warum Streiter damals Trost bedurfte.

** Eine gereimte Erzählung, später nach einiger Uebersarbeitung im Jahrgang 1830 der Alpenblumen erschienen; damals noch Manuskript.

Dich in der ersteren leichter und freier bewegt als in der letzteren. — — Du scheinst es durchaus darauf angelegt zu haben, dem Gedichte wahre Nationalität zu geben — auch im Nuanciren des Ausdrucks. Dadurch ist aber an vielen Stellen die Sprache so nachlässig geworden, daß die Würde des Gedichtes offenbar darunter leiden muß. Manchmal fällt der Ton der poetischen Erzählung zu sehr in den der Prosa. Ich wollte Dir die einzelnen Stellen am Rande bemerklich machen; da ich aber höre, daß ich im Mai die Freude habe, Dich selbst hier zu sehen, so erspare ich mir das Detail bis dahin, wo wir mündlich uns darüber verständigen werden. — —

Ein Exemplar der Geschichte von Trapezunt habe ich Dir schon gesendet. Ich danke Dir im Namen des trefflichen Fallmerayers für Deine Verwendung wegen Ankauf dieses Werkes, das verdient gelesen und beherzigt zu werden. In Oesterreich hätte er es nicht geschrieben. — — Bei dieser Gelegenheit muß ich noch nachholen, daß Deine Schützenbraut, so wie sie jetzt ist, die Censur nicht passirt und daß sie durch bedeutende Umänderung erst katholisch werden muß. — — Und nun habe ich gewiß ausführlich und akkurat genug geantwortet und die Invektiven und Vorwürfe, daß man bei mir mit seinen Gefälligkeiten zu Schanden werde &c. faktisch abgelehnt. Du bist überhaupt nur auf dem Papier so bärbeißig. Ich freue mich, Dich wieder zu sehen, weil man sich mündlich leichter verständigt, und weil Du Dich

dann schämst, einen ohnedieß geplagten Redakteur mit groben Redensarten so zu mißhandeln.“

B. W. an F. St. in Innsbruck.

Meran, den 22. Mai 1829.

„L. F.! Die Politik des Schuler ist mir längst bekannt. Ich bin weder so eitel, noch so dumm, um nicht schon längst zu fühlen, daß er mich in seiner Gesellschaft bloß als Mastrind begünstigt und mit Phrasen wacker füttert, weil er nun einmal es seinem Interesse, besonders für Tirol, angemessen findet, meinen Namen auch aufzuführen. Ich bin aber einer solchen Sache ernstlich müde und habe überhaupt mehr als einen Grund, den schlechtbetretenen Fehtplatz zu räumen. Benutze daher Dein Ansehen, damit ich aus den Reihen komme, und man von mir gar nichts in den nächsten Jahrgang (der Alpenblumen) aufnimmt. Ich werde an Schuler, bevor ich nach Italien reise, ein förmliches Verbot ergehen lassen und bin bereit, es auch mit Unglimpf aufrecht zu erhalten. Diesen Plan habe ich schon lange gehabt. An Dich habe ich wirklich schon mehrere Briefe darüber geschrieben, aber aus menschlicher Unschlüssigkeit deren keinen abgedenkt. Deine Schützenbraut läßt sich Schuler gewiß nur aus Höferei gefallen; das glaube mir. Du wirst selbst noch zu dieser Einsicht gelangen und Dich überzeugen, daß man's nicht so gerade und redlich nimmt.“

B. W. an J. St. in Junsbruck.

Meran, den 1. Juni 1829.

„L. F.! — — Also bei meinem vorigen Briefe hat es sein festes Verbleiben, ich trete aus Eurer Bunde, und damit habt Ihr mehr als eine Ursache zufrieden zu sein. Es versteht sich von selbst, daß weder Prosa noch Poesie, weder Altes noch Neues im Taschenbuche stehen darf. Ich führe dieses an bloß um mich vollständig zu erklären, nicht als ob ich von Eurer Seite einen Widerstand vermuthete. Ihr empfindet schon lange am besten, daß ich in Euren Kreis nicht taue, und diese Erkenntniß macht Eurer Einsicht Ehre und bringt mich um den Schaden trostlos verlorener Zeit. Meine Kraft kann ich in einem andern Kreis weder gedruckt noch geschrieben, aber still und segensreich anwenden, und bejammere nichts mehr als meine Eitelkeit oder Nachgiebigkeit, daß von mir jemals eine Zeile gedruckt worden ist. Folglich schickst Du mir Alles, was etwa zur Zeit noch draußen liegt von mir, zusammengepackt herein, oder nimmst es mit Dir; ich will es als eine lächerliche Verirrung meines Jünglingsalters am Altare meines dreißigjährigen Lebens niederlegen und bei jedesmaligem Anblicke den Vorsatz erneuern, das erlungene Glück meines Lebens durch diese mißlungenen Strebungen nach außen nicht zu verwüsten. — — Ihr werdet die Liebe haben, einen Menschen, der Euch nie etwas zu Leide that, nicht als Lückenbüßer zu parodiren, weil man nie wissen kann, wohin so ein Ding führt. — — Ich bin jezt wieder ganz hergestellt und hoffe bis

am Ende des Schuljahres eisenfest zu sein, um mit freier offener Seele Italien zu sehen. Schulers Benehmen gegen mich würde mich zu einer andern Zeit gekränkt haben, jetzt aber bin ich mit ihm ganz ausgeöhnt, und sein Andenken ist mir lieblich und hold.“

B. W. an F. St.

Meran, den 11. Juni 1829.

„L. F.! Ich schreibe hiemit an Schuler mein unabänderliches Ultimatum und bin auch nicht gesonnen, weder mündlich noch schriftlich auch nur eine Zeile oder ein Wort zu verlieren oder auf dies bezughabende Briefe zu beantworten. — — Jetzt habe ich wieder solche Beschwerde auf der Brust, daß mir gar manches unmöglich wird, was bei weitem weniger Anstrengung kostet, als eine solche Reise. Wie schmerzlich für mich eine so gewaltjame Unterbrechung meines liebsten Planes wäre, kann ich nur allein ganz empfinden. Sollte ich auch nicht gut werden und die Reise ganz unterbleiben, so glaube ich doch Dich in Bozen zu sehen, weil ich wenigstens Razes* brauchen will. Indeß ist der letzte Funke der Hoffnung noch nicht erloschen. — — Ich sollte aber billig für meine Gesundheit sorgen und nicht gar zu viel begehren; vielleicht bin ich bald aufgeklärt, daß ich viel weniger brauche als ich jetzt zu verlangen Lust habe. Wenigstens sind schon seit längerer Zeit die Symptome

* Ein hochgelegenes Bad in der Nähe von Bozen.

meines Lebens bedenklich und es muß geholfen werden, oder es bricht.“

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Meran, den 26. Oktober 1829.

„L. F.! Ich bin einsam wie der Tod und keine einzige Seele der Entfernten gedenket mein. Spanisch habe ich daher mehr aus Verzweiflung als aus Neigung und Ueberlegung studirt; ich bin auch in genannter Sprache kein Fremdling mehr; da sei Gott gedankt, daß ich auch hierin einen eigenen Boden habe und von keinem Geselskopf um Sinn und Bedeutung betteln darf. Aber es treibt mich unstät und verdüstert wie ein wahnsinniges Kind im Kreis umher, mir ist auf dem erkämpften Boden nicht wohl, es reißt und zuckt mich hinüber ins Land der Portugiesen wie vor Jahren, und Camoens will nicht ablassen von seinen Rechten; da fehlen mir nun wieder Bücher, und das macht mir das Leben verteufelt bitter und die Bürde des armseligen Athmens zu schwer in dieser zerstückelten heillosen Narrenschule der unlustigen, gottvergessenen Welt. Ferner redet alle Welt von der neuen Heloise von Rousseau und das schon lange; und ich sehe nicht ein, warum ich sie nicht auch lesen und darüber philistern soll, wie jeder bemoozte Bursche auf Erden. Hat sich dieses heillose Buch französisch irgend einmal in den Kreis Deiner Geruchs- und Lefenerven verloren, so bin ich Dir mit Leib und Seele zugethan, wenn ichs auf kurze Zeit kriege. In Bozen liegt aller

D* * und Teufelei, die Geist und Ungeist, Mönch und Freimaurer ausgebrütet, in wilder babylonischer Unordnung untereinander; klaube heraus, was möglich ist, und schicke mir das Weib des Abelard.“

B. W. an F. St.

Meran, 11. März 1830.

„L. F.! Pius* nimmt an solchen Blättern** keinen Antheil, weil von Rom oder von seiner Schriftstellerei nichts drinn steht. Was mich betrifft, so trete ich ohne Anstand bei; die Zeitschrift verlange ich erst dann, wenn alle andern sie gelesen haben. — — Soeben komme ich vom P. Präfecten, welcher auch dem Vereine beitrith. — — Er sagt, die Blätter für literarische Unterhaltung seien so ekelhaft protestantisch, daß Du gut thun würdest, auch in dieser Hinsicht zu sorgen. Wir dulden jede Meinung und jede Religion; aber schändliche Parteigänger, die bloß die Waffen nichtsnutziger Gassenbuben zu führen verstehen, sind uns widerlich und des Geldes nicht werth. Wir wollen belehrt und nicht gehudelt und mit Noth geworfen sein. Du wirst als Billigdenkender das sehr gerecht und aufgeklärt finden.“

* Vater Pius Zingerle, damals Professor am Gymnasium zu Meran.

** Es sind die Blätter für literarische Unterhaltung gemeint.

B. W. an J. St. in Junsbruck.

Meran, den 22. Mai 1830.

„L. F.! Ich bin um Deinen Brief recht froh gewesen. — Ich machte mich schon auf Deine Vorwürfe gefaßt und hatte im Sinn, Dir zu sagen, wenn manche Aeußerung in meinen Briefen impertinent wäre, so hätte ich das in Deiner Schule gelernt, und was ich noch weiter sagen wollte. Aber gottlob, Alles war leere Einbildung. — Die Ferien werde ich also zu Dir kommen, und ich bitte Dich und Deine Frau um Obdach; ich will verbannt und unbekannt leben und viel studiren und keine auswärtige Menschenlarve sehen, die mir ein Gesicht schneidet. Ich habe viel angefangen und muß viel vollenden. Bedecke mein Geheimniß mit Deinen Flügeln und sage niemanden etwas davon. Man wird es doch vielleicht erfahren, und dann ist es auch recht. Ich bin ein freies deutsches Menschenkind! — Schreibe mir auch von Junsbruck, wenn Du willst. Dein Brief hat dann ein Interesse mehr. Frage, was die Redemtoristen thun? Sogar hieher erstreckt sich ihr Unsinn; ein paar verrückte Mädchen sind hier, die draußen (bei den sogenannten Buhpredigten) vom Verstand gekommen sind. — Ich stelle Dich bei Schuler und überall als meinen Redner und meine Vollmacht auf; was Du thust und verspricht, ist mir recht. Du bist ja mein Oberer und hast Dich selbst dazu gemacht.“

B. W. an J. St.

Meran, den 20. Juni 1830.

„L. F.! — Ich bitte Dich, schreibe mir während der Ferien öfter; ich kann ohne Deine Briefe nicht leben, und in Marienberg* ist mir der Ausdruck Deiner Gefinnungen und Deines Lebens doppelt nothwendig und süß; denn die Einsamkeit begehrt nach solcher Herzenkost am meisten. Sage Deiner Frau, daß ich mit allen meinen Wünschen bereit bin, ihr ein freundliches, segenvolles Leben und Weben auf den Bergen** zu erleben, und daß ich mit inniger Freude theilnehme an allem Guten, das Euch begegnet. Mir ist dieser Brief etwas schmerzlich, da ich ihn schließen will. Von allen meinen Träumen, die ich auf die kommenden Ferien hinauf geträumt habe, sind also diese Zeilen das einzig Wirkliche, das letzte Zerplatzen einer farbigen Seifenblase, die ich so brünstig umarmt habe! Ein klares Bild unseres Daseins auf Erden!“

B. W. an J. St.

Marienberg, den 12. August 1830.

Ich bin wieder beinahe völlig gesund. Dr. Mazegger*** hat mich zur Salzquelle nach Trasp geschickt, und

* Einen Theil der Ferien brachten die Meraner Professoren gewöhnlich in Marienberg zu.

** D. i. Oberbozen oder Ritten, wo Streiter mit seiner Familie die Sommerfrische zu verleben pflegte.

*** Dr. Bernhard Mazegger, ein strebsamer, geistreicher, wenn auch etwas phantastischer Mann, Homöopath und Dichter, hatte wenige Jahre vorher eine einträgliche Praxis in Mailand aufgegeben, um sich wieder in seinem Vaterlande, auf den jon-

ein Aufenthalt von acht Tagen hat mir daselbst gut angeschlagen. Der Husten ist ganz verschwunden und der lang entbehrte Schlaf hat sich wieder eingestellt. — — Ich freue mich, daß ich Dir wieder näher bin. Im Engadin habe ich mancherlei gesehen und, soviel es thunlich war, auch genossen. Das Thal ist wunder schön und lieblich; eine alte wunderliche Sprache, die ich zum Theil fleißig studirt und bis aufs Verstehen auch erlernt habe, lebt im Munde eines Volkes, das wie eine Runensäule dasteht aus alter Zeit und mit alten Sitten und Gebräuchen behangen ist. Das Volk ist sehr gutmüthig; die Religion ist kalvinistischer D * * und genügt ihnen selbst nicht recht. Ich bin nie unduldsam gewesen, aber nicht sagen und aussprechen kann ichs, wie schmerzlich mir beim Anblicke des gehudelten Volkes gewesen. Ihre Pfaffen sind Leute wie Metzger und Hausknechte in Bozen, breit und ungeberdig, dumm und anmaßlich, wohlberitten auf dem Rücken des unwissenden Hausens. Ihre Kirchen sind herzerreißend; von außen haben sie Farbe und Gestalt der katholischen Vorzeit, von innen stellen sie eine unreine, verdammte Garküche auf den römischen Dörfern vor.

nigen Höhen von Obermais niederzulassen. Dort errichtete er einige Jahre später, von seinen Landsleuten mehr belächelt als gefördert, das erste eigentliche Fremdenhaus, die erste Pension in der Meraner Gegend, ja in ganz Tirol und beschreiben kann diese seine Anstalt, die „Völkerrast“, als der Punkt betrachtet werden, von dem das ganze Meraner Kurwesen seinen Ausgang nahm.

Das türkische Fatum ist allgemein herrschend; fließt das Wasser nicht von selbst in die Wiesen, so mag es ungeschoren niederstürzen in die Wogen des Inns. Alles läßt man wachsen, wie's der Natur gefällt, und an Ausbildung und Verschönerung der Produkte, sowie des Lebens ist gar nicht zu denken. Viele Besitzer sind sehr reich, aber ein häßlicher ausgehungert Geiz schleicht wie ein Wolf um all ihr Trachten und Treiben. Eine unaussprechliche Wehmuth, eine Traurigkeit wie über den Tod der Geliebtesten liegt auf dem Gesichte der Bewohner, schwimmt in ihrem freudelosen Auge. Eine auf den ersten Anblick kenntliche Scheidegrenze ist zwischen Katholiken und Calvinisten gezogen. Die ersten haben die helle Freude und einen unverfälglichen Frohsinn zum Erbtheil, die letzteren sind die Herren des Erdreiches und haben keine Hoffnung, die zum Himmel schaut und vertrauen darf.

Lebe wohl, lieber Freund! und gedenke mein. Es regt sich in mir wieder neue Lebenslust, und die aufwachende Kraft streckt ihre Glieder aus. Ich hoffe wieder, und in der Hoffnung liegt doch ein süßes himmlisches Labfal!“

W. W. an J. St.

Meran, den 27. Dezember 1830.

„L. F.! Meine Tauben haben heute das erste Ei gelegt* und das ist für mich eine weit größere Freude,

* Beda Weber beschäftigte sich damals nebenbei mit Tauben- und Blumenzucht. Er hatte viele Freude daran und kommt in seinen Briefen öfter darauf zurück.

als wenn ein abfoluter Kronprinz mit 101 Kanonenschüssen in die Welt zum Unheil der freien Völker eingeschossen wird.* Ich werde zwar nicht zu Ehren dieser glücklichen Begebenheit wie der König von Spanien eine Akademie der Stierfechtereie stiften, aber wohl in heimlicher Herzensfreude frohlocken, daß ich nicht nöthig habe, für klasterlange Civillisten die armen Bauern wie den hl. Bartholomäus zu schinden, damit der hochgeborne Frage sich jede Woche vierzehn Maitreffen halten und den Sinn und den Verstand, Mark und Leben und Menschlichkeit aus den Knochen Lumpen kann. Dir traue ich zu, daß Du meine Freude theilen wirst! — — Ich dünkte übrigens, die rechtgläubigen und puritanischen Bozener thäten besser, zur Ehre seiner erzapostolischen Majestät das Stempel-patent und das Viehsalz und den Tabakfrohn in der Stille ihres loyalen Herzens zu ruminiren.** Die Verkleidungen sind sonst ganz gut zu diesem Zwecke, unnatürlich, geistlos und fragenhaft, wie es sich nun schickt, wenn man einmal das Hochentzücken einer monarchischen Frage seiner eigenen Langerweile zum Besten geben will. Ich sehe Dich

* „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ könnte man sagen, wenn sich diese Stelle wirklich auf eine gewisse, im Sommer 1830 erfolgte Geburt beziehen sollte.

** Dieser wie die folgenden Sätze beziehen sich auf ein beabichtigtes, auf den 12 Februar, den Geburtstag Kaiser Franz I., anberaumtes Maskenfest, an welchem Streiter wohl nur seiner jungen Frau zu Liebe Theil nahm. Der Text ist, obgleich sehr gut zu lesen, doch nicht allenthalben zu verstehen.

ungern in einen solchen Luktifikabeln Handel verwickelt. Laß doch die Todten ihre Todten begraben und bleibe ferne, wo es gilt, einen ledernen Zeitungsartikel auszubrüten und das Mastroß zu schmücken, das an seinem erlauchten Schwanz seine eigenen Kinder blutig schleift. Ich kann Dir nicht sagen, was Du für eine jämmerliche Figur machst, wenn die Dilettanten von Bozen aus Deinem Schnappsaft den 12. Februar herausrüheln und sich in dieser Narrenjacke einen Punschabend bereiten. Ich würde ja doch mich lieber aufhängen oder die Marseillerkantate glossiren, als mich von einem solchen Fliegenescheiß anstinken lassen. Was gibt Dir denn der Herr Fleischhacker und seine Zunft für einen Kranz? Gewiß eine Bürgerkrone, die Du Dir auf Deine goldne Hochzeit aufsparen magst. Ja wohl eine Bürgerkrone! Ihr Blinden und Führer der Blinden, ihr verdient von Pfaffen und Aristokraten um euern eigenen Herd gepeitscht zu werden für euren schellenlauten Unsinn. — — Ich bin heute verteufelt böse über all die Tyrannei, die auf der Menschheit lastet, und freue mich von ganzer Seele, wenn nur Alles drunter und drüber geht und alle Lüge und Tücke der Kongregation, alle Anhänger der Camarilla, alle Speichellecker des angebeteten Nases zum Teufel fahren. Ich habe etwas gedichtet, ein Lied, oder was der D** ist. Ich studire fleißig und überseze den Chrysostomus.“

J. Sch. an J. St.

Jnnzbruck, den 1. April 1831.

„L. J.! — — Und nun habe ich ein personalissimum, eine für mich höchst wichtige Bitte. Ich habe um die ständische Archivarstelle angehalten; sie wäre gar zu köstlich für mich; ein genügliches Auskommen und die herrlichste literarische Muse! So viel ich höre, ist gar kein gefährlicher Mitkompetent, als — risum teneatis — der ständische Registrant * *! Die Sache wäre lächerlich, wenn sie nicht so ernsthaft wäre, da unsere Stände den Grundsatz zu haben scheinen, lieber dem Esel Haber zu geben, als ein edles Roß in ihrem Stalle zu füttern, vorausgesetzt, daß der Esel von jeher ständisch war. —

Du könntest nun hier vielleicht etwas, vielleicht viel wirken, wenn Du die Bozner Landtags-Deputirten bearbeiten wolltest, entweder mittel- oder unmittelbar. Es wäre ihnen begreiflich zu machen, daß ein Archivar, der kein wissenschaftlich gebildeter Mann, sondern ein bloßer Manipulant ist, keinen Sinn hat; daß man dann bloß einen Registranten, aber keinen Archivar anzustellen und zu bezahlen brauchte; daß ich mich auf diesem Posten in honorem et decus patriae mit vaterländischer Geschichte befassen könnte und würde. Die weiteren Details überlasse ich Deiner Freundlichkeit und Deinem Scharfsinne.“

J. Sch. an J. St.

Jnnzbruck, den 29. April 1831.

„L. J.! Endlich haben mich die Stände nach langen Debatten zu ihrem Archivar mit einer Besoldung von

900 fl. Konventionsgeld ernannt. Die Stelle ist herrlich für mich; der eigentlichen Kanzleigeschäfte sind nicht viele, daher volle Muße zu eigener Ausbildung und Arbeit. Ihr sollt, hoffe ich, noch in diesem Jahre etwas davon sehen. Nimm meinen aufrichtigen Dank für die freundschaftlichen Bemühungen, womit Du mich unterstützt hast. Du scheinst vom Schicksale bestimmt, bei den angenehmsten äußern Ereignissen, die mich betreffen, helfend einzuwirken; so bei der Ueberkommung der Redaktion (des Tirolerböten), so jetzt. Ohne die Bozner wäre es nicht gegangen. Giovanelli und Kinzle haben sich mit einer Wärme meiner angenommen, die ich nimmer erwartet hätte. — — Giovanelli hat sogar in öffentlicher Sitzung ein scharfes Wort gegen die unduldsame Heuchelei gewisser Menschen fallen lassen, daß ihm diese so leicht nicht verzeihen werden. Ich weiß, wie freundlichen und innigen Antheil Du an meinen Schicksalen nimmst; deßhalb war ich in der Freude meines Herzens hierüber so umständlich.“

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Mai 1831.

„V. J.! Du hast kein Wort, keinen Laut. Was fehlt Dir? Ist es Lauigkeit, Faulheit, stumpfes Hinbrüten? Ich verbitte mir ein für alle Mal solche unerträgliche Gewohnheiten und fordere Seine Lordschaft auf, vernünftiger zu werden. — — Verstehst Du mich? Ich kann nicht begreifen, wie Du so verstockt, stöckisch und befeßen sein kannst. Mach das Ding anders, und wo-

möglich besser. Schuler ist also Archivar durch die Gnade Giovanellis? Hat er endlich einen Schinken für sein elendes Sündenleben sich von seinem Todfeinde erbettelt und erhölet? Ich kann Dir nicht sagen, wie jämmerlich und niederträchtig mir das Alles vorkommt. Seine Freiheit, seine Thätigkeit ist verächtet und allen Einflüssen der Kongregation muß er Thür und Thor offen lassen. Da wäre ich doch lieber der erbärmlichste Ofenheizer geworden, den es auf Erden gibt, als mich so hundemäßig auf die Gasse zu werfen. Es ist doch ein großes Unglück, wenn man gar keinen Charakter hat und die Eselohren nach allen vier Weltgegenden austreckt, um allen zu gefallen. Du bist auch nicht viel besser, das muß ich Dir sagen. Wenigstens hab' ich das Recht, mir über Dich zu denken, was ich will, weil Du kein Wort schreibst. Glaube nicht, ich meine, Du studirst Jus! So weit geht mein Glauben nicht, ungeachtet ich in dieser Tugend am stärksten bin. Du wirst faulenzeln und nichts weiter. Du wirst meinen, ich sollte artiger sein und hätte allen Grund dazu. Mich kümmert aber weder das Heute noch das Morgen, und am allerwenigsten kümmere ich mich um Deine Untugenden. Es wäre mir überhaupt nichts lieber, als wenn Du eine zornige Epistel aus dem Stegreife über meine Unarten verfassen könntest.

Ich habe Hamlet studirt, seit Ostern Chrysothomus*

* Beda Weber schrieb gewöhnlich Chrysothomus, also um ein h zu viel, und ließ den Namen auch auf dem Titelblatte seiner Uebersetzung so drucken. Das Buch kam erst zwei Jahre

übersezt (es geht ans Ende), Wilhelm Meister durchgearbeitet und allerlei andere Thorheiten gemacht. Was etwa Deine Herrlichkeit ausgebrütet hat? — Schreib an Schuler, er soll uns unsere Sachen zurückschicken. Mit solchen Dingen schafft derjenige nichts mehr, der sich zum Dünger des hochadeligen Stammbaumes für Giovanelli vermäkeln läßt. Nachs nur recht giftig; ich kann das höllische Zeug nicht ausstehen. Uebrigens bin ich auf die Welt ganz erbozt. — — Keine Treue, keine Wahrheit, kein Glauben; alles Höferei, Lug und Trug, Saus und Braus, ist das nicht verflucht? — Was doch das Heirathen und der Ehestand für ein miserables jämmerliches Fragenwesen und toller Spuck ist. Es wäre tausendmal besser zu leben wie Tasso, Ariosto, Dante, Boccaccio. Keinem kam das Heirathen in den Kopf. Ich segne das Ehorhemd und Gregor VII. Das sind meine Brautführer und Bettgenossen, und so hab' ich doch wenigstens von diesen Teufeleien Ruhe. Um den Unsinn voll zu machen, sag' ich noch, daß ich ganz gut lebe und Du mir gar nicht gefällst. Sei bald ein anderer Mensch, sonst weiß ich nicht, was es absezen wird!

ipäter ans Licht unter dem Titel: Johannes Chrysothomus, Sechs Bücher vom Priesterthume. Aus dem Griechischen von Beda Weber. Innsbruck in der Wagnerischen Buchhandlung. 1833. Die Uebersetzung scheint mir übrigens sehr gelungen; sie zeigt eine kräftige, würdevolle Sprache. Das Büchlein läßt aber leider ersehen, daß der Priesterstand schon damals, im vierten Jahrhundert, bedauerlich aus der Art geschlagen hatte.

Der Tauberich der Frau Direktorin ist ein unverschämter Esel, seit er meine Kost erreicht hat; sie muß ihm zu wenig zu fressen gegeben haben. — — Unser Schuljahr geht zu Ende und ich bin froh; meinethalben mag Krieg werden oder die Welt untergehen. Ich habe dabei nichts zu thun, als alle Kongregationisten wohl treffend unter die fallenden Trümmer einzuschieben. Leb' wohl und genieße Deine Weisheit."

B. W. an J. St.

Meran, den 13. Juni 1831.

"L. F.! In Betreff des Schülers bist Du ein wahrer Mephistopheles. Wenn Du den Menschen nur durch Lob und Tadel zu Grunde richtest, so ist's Dir recht. — — Aber sage ihm, er sei vor Gott und allen Heiligen verflucht, wenn er sein höselndes Windleben nicht ändert. — — Noch ist's mit den Polen nicht aus. Du bist ein kleingläubiger, verzagter Mann von der äußersten Linken. Sei nur nicht so kleinmüthig, ich bitte Dich! Die Reformbill geht durch; das ist allein beachtenswerth."

B. W. an J. St.

Meran, den 19. September 1831.

"L. F.! P. Pius ist seinem Verlangen gemäß wieder in Platt.* P. Albert vertritt seine Stelle; der

* Ein kleines Dorf in Passeier mit Kuratie, welche vom Stift Marienberg versehen wird. Die Herren Professoren wurden mitunter, wenn sie sich etwas überstudirt hatten, auf ein oder zwei Jahre nach Platt veretzt, um auszuruhen und sich zu erholen.

ist aber ganz irre, unerträglich, verwüftet; das verdankt er dem unseligen Einflusse des Giovanelli. Daß Du mit diesem zerfallen bist, wundert mich nicht. Wir können und dürfen seiner Meinung nicht werden, und das verzeiht er nie und nimmer. Aber Esel sind wir, daß wir noch so lange erträglich mit dem Unverträglichen stehen wollen. Wir lassen ihn gehen, und somit ist der Handel aus. Ich möchte freilich gerne mündlich mit Dir reden, aber ich sehe nicht, wie das kommen soll. — —

Was sagt man in Bozen von der Cholera? Ich bin sehr furchtlos und gleichgiltig gegen dieses Uebel, und ist die Zuversicht die Schwester der Hoffnung, so hoffen wir mit Grund das Beste. — — Ein Gedicht, „die Braut“*, hab' ich geschrieben, das nachfolgen wird, sobald sich fügt. Es ist das Produkt eines Augenblickes, ohne Gefühl, kalt und todt hingeschrieben. Einige Freunde verwundern sich über das Kindlein; ich fasse es nicht und bin stille. — Herr Thaler** ist jetzt hier Direktor und Katechet an der Normalschule, ein fleißiger Mensch, aber ohne Geist, Gemüth, Kraft und Impertinenz und — solche taugen zu nichts als zu Alltagsmenschen.“

* Jetzt „Lieder aus Tirol“ S. 66, ein Muster jener wohl-tönenden Ueberschwänglichkeiten, wie er sie in seinem chronischen Liebesrausch so gerne von sich gab. Vgl. S. 146.

** Der oben erwähnte Dichter, Geschichtschreiber und Sprachforscher, der dann später Pfarrer in Ruens bei Meran wurde.

B. W. an J. St.

Meran, den 28. September 1831.

„L. F.! — Daß die Cholera kommt, daran zweifle ich nicht mehr. Aber wie gesagt, ich fürchte mich nicht davor, und das Weibische des Verzagens ist mir an allen unausstehlich. Kommt es hier so weit, daß sie wirklich heranrückt und die Studien eingestellt werden, so komme ich zu Euch. Nehmt Ihr dadurch auf einige Zeit eine Last ins Haus, so habt Ihr doch auch einen kleinen Zuwachs von Muth und Entschlossenheit, der in solchen Zeiten nie ganz zu verachten ist. Baiersberg wird strenge cernirt und ich führe darüber die oberste Aufsicht. Wir versehen uns mit den nothwendigen Theen, Geistern, Bandagen für den Fall des Ausbruches und heilen uns selbst. Die Doktoren sind Esel und wissen nichts; in jedem Falle kommen sie zu spät, man muß also selbst Hand anlegen und die Narren nicht erst abwarten. Seitdem die Cholera auf dem europäischen Boden ist, habe ich alle Berichte in der Allgemeinen Zeitung genau studirt, alle angedeuteten Medicinen erlernt und die Behandlungsweisen erzwogen. Zugleich leg' ich mit großer Entschlossenheit bei jedem Kranken selbst Hand an und fürchte mich vor dem Teufel selber nicht. Was doch für diesen Cholerahandel die Pfaffen für übermüthige, niederträchtige und laudumme Esel sind! Auch hier predigen sie ihr kopfloses, unchristliches, ungehobeltes Wesen. Ich sage mich aber feierlich von allen Götzen und Göttern los, die das Racheschwert von den Händen der Kapuziner, Mönche und Bonzen

annehmen, um das Gebilde ihrer Hand erbarmungslos niederzumeheln. Wer mit diesen impertinenten Eseln nicht gleich denkt, wer mehr Verstand, Freiheitsliebe, Gefühl für Menschenwürde hat als sie, der ist ihnen ein Dorn im Auge, den soll die Cholera fressen, damit ihre verzweifelte, niederträchtige S***** und Buhlschaft mit der Tyrannei Recht behalten möge. Aber da sei Gott für und seine Heiligen! Sie, diese Esel, sind von der Cholera am allerwenigsten sicher, wie denn überhaupt diese Krankheit eine königliche heißt, weil alle daran verrecken, die vom wahren lebendigen Gott abfallen und von abgefallenen Brosamen der Tyrannen ihr Schnedenleben fristen. Konstantin, Diebitsch, Rudnay, Stutterheim u. s. w. sind redende Zeugen. Dagegen leben noch alle freien und dichtungsfähigen Seelen und ich muß Dir sagen, denen thut die Cholera nichts. Aber während der Mortalität, bis die Menschheit gesäubert ist, schreiben wir einen Dekameron. Ich bin sehr rüstig und unverzagt und so oft ich als Prediger aufrete, predige ich den Bozen zum Verdruß den wahren alleinigen Erlöser, den sie nach Art eines ehbrecherischen Gewaltherrschers verkrüppeln.“

B. W. an F. St.

Meran, den 20. Oktober 1831.

„L. F.! Dr. Mazegger hat Dich besuchen wollen, fand Dich aber nicht und that mir Deine Hinausreise kund. Er kam im allerwildesten Geiste herauf und konnte Bozen nicht genug vermaledeien. Da sei eine Sticlufft,

die wahre Mördergrube der Cholera, und wie die Vitanei weiter hieß. Im Grunde aber hatte er sich mit Giovanelli zerworfen und wurde nicht satt ihn auszueseln. Einmal wollte ihn derselbe zu seinem politischen Glaubensbekenntnisse zwingen, und das ist bei Mazegger ein Crimen laesae. Sodann gieng der ekle Tanz über mich an und über Marienberg, so wie wir durch unsern Albert bei ihm angeschrieben sind, und das war dem Mazegger volkends unerträglich. — — — Ich muß lachen über den unsinnigen Handel, und Du hast abermal ein trauriges Beispiel, wie weit die Anmaßung des Giovanelli geht. — — Aber was ist die Folge? Alle Marienberger haben den größten Haß gegen seinen (Alberts) Verführer, und es ist das der beste Weg, auf einmal das Giovanellische Raßengift zu verbannen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 9. November 1831.

„L. F.! Mittlerweile war Dein Onkel* hier und leider ist er seitdem Bischof geworden. Ich muß recht lachen, wenn ich mir ihn als Bischof denken soll. Er ist ein Student, der die Humaniora studirt. An Widmann, den schwarzen unheimlichen Doktor, sage, daß mir der Herr von Giovanelli es sehr übel nimmt, daß ich mich mit Heiden und Publikauern melire, und grüße mir ihn

* Ein Herr v. Tschiderer aus einer tirolischen Adelsfamilie, der damals Bischof von Trient wurde.

fein zum Troste dabei. — — Wie Du mit Giovanelli stehst, füge wohl verständig und sinnig bei. — — Der „Wiener Poet“ ist unvergleichlich. Deine zwei Gedichte* sind, wie man meinen möchte, nicht von Dir, so klar, der früheren Empfindung entfremdet, gewiß zu Deinem großen Vortheil. — — Lebe indessen wohl und erwarte mich; an Muth und Tyrannenhass fehlt es mir nicht.“

B. W. an J. St.

Meran, den 4. Dezember 1831.

„L. J.! — — Solche Händel könnten mich wirklich teuflisch erbittern. Ich thue, was ich immer kann, frage die Tragerin, ob sie vor Neujahr nach Bozen geht, sie bejaht es heilig, übernimmt die Bücher und ich ärgere mich über Deine Niederlichkeit, mir nicht mit nächster Post zu antworten. Heute bekomme ich nun Deinen Brief, oder besser gesagt, Deine impertinente Schattenfechterei und muß mich hudeLN lassen umsonst und um nichts und aber nichts. Ist das nicht verflucht? Ich bitte Dich ums Himmelswillen mir kein Buch mehr zu schicken, so hab' ich nicht Ursache, giftig und bitter zu werden. — — Das ist mir zu arg. Spielt und dudelt was ihr wollt, nur mich laßt in Ruhe mit eurer Stierfechterei und mit der Tollhäußerei vom 12. Februar. Ich weiß auch nicht, was aus den Büchern geworden ist, hat sie der Teufel geholt oder sind sie bei Dir eingelaufen. Fragen werd'

* Nicht zu errathen, welche gemeint sind.

ich lassen, aber ich weiß nicht, obs etwas nützt. Ich bitte mir ein für alle Mal aus, mich ungehoren zu lassen.“

W. W. an F. St.

Meran, den 15. Dezember 1831.

„L. F.! Wagner* hat mir 50 fl. Honorar versprochen für meinen Chrysothomus, welcher fertig in Brigen zur Censur liegt und nächstens in Wagners Händen sein wird. — — Ich habe Wagner um ein Jahr gesäumt. Viele Arbeit, die erst unter der Hand entstand, und meine franke Vakanz vor einem Jahre hat mich an der Vollendung gehindert. Ich weiß nun nicht, ob Wagner beim Vertrage bleibt. — — Antwortet er mir nicht gerade wie ich es will, so breche ich gleich ab und thue mit ihm gar nichts weiter. — — Wegen Giovanelli finde ichs geschickter, mich in nichts zu meliren.“

F. Sch. an F. St.

Innsbruck, den 8. Februar 1832.

„L. F.! Die hiesigen Pfaffen sind über Webers Uebersetzung des Chrysothomus hergefallen wie bissige Hunde; besonders können sie ihm nicht verzeihen, daß er in der Vorrede Shakespeares Hamlet** nicht nur neben,

* Wagner, Wagner'sche Buchhandlung und Schuhmacher, deren Eigenthümer, in Innsbruck, bedeuten dasselbe.

** Es ist auffallend, daß in dem Buche, wie ich es von der Hof- und Staatsbibliothek und von der Universitätsbibliothek zu München erhielt, zwar eine Vorrede, aber in dieser Shakespeares Hamlet eben so wenig als der heilige Augustinus zu

sondern sogar vor dem heiligen Augustinus citirt hat. Das kann ihm der heilige Augustinus auch nimmermehr vergeben! Ich fürchte, Schuhmacher wird mit dem Buche schlechte Geschäfte machen, denn sie heulen alle aus Einem Loche.“

B. W. an J. St.

Meran, den 19. Februar 1832.

„L. F.! Mein Buch ist in Brigen sehr gut durchpassirt. Man theilte mir die gutächtlche Bewilligung mit der Bemerkung mit, daß man bald wieder eine so schöne und fleißige Arbeit aus dem christlichen Alterthume von mir erwarte. Nur einzelne deutsche, etwas seltene Wörter hat man mich sehr artig in der Uebersetzung wo möglich zu ändern. — — Nun erhielt Habtmann das Buch, las, wie Inama sagt, nur die Vorrede und weiter gar nichts und ließ folgende Aeußerung schriftlich an ihn gelangen: „Nach der Ansicht des Censors wäre es mit dem Inhalte des Ganzen mehr im Einklange, wenn in der Dedication und besonders im Vorworte weniger Deklamation vorkäme und ein ernstreligiös gehaltner Ton herrschte.“

sünden ist. Ich wandte mich auch an die Universitätsbibliothek zu Innsbruck, welche mir aber den Bescheid ertheilte, daß in der Vorrede ihres Exemplares Shakespeares Hamlet und der heilige Augustinus ebenfalls nur durch ihre Abwesenheit glänzen. Es muß also die frühere Vorrede herausgenommen und durch eine andre ersetzt worden sein. — Beda behauptet übrigens, wie man sehen wird, den heiligen Augustin gar nicht citirt zu haben.

Natürlich waren hiebei Moriz und Schnizer* sehr thätig, ihren Angriff auf mich gut anzulegen. Indes ist, wie Du selbst siehst, alles eitle Schattensechtere; sie können dem Vorworte und der Uebersetzung nichts aufbringen und nur der verbissene Ingrimms über die unangreifbare Uebersetzung hat Obiges veranlaßt. Ich glaube das Gegentheil von Schuler. Schuhmacher wird gute Geschäfte machen. Das Geheul wird das Buch nur noch bekannter machen und bewirken, daß man es fleißiger liest. Man kann dem Vorworte nicht das Mindeste anhaben, es ist mit der größten Umsicht geschrieben. Uebrigens ist es wohl richtig, daß ich mit Hamlet einmal sage: Die Welt ist aus den Fugen, weh mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten — anspielend auf die damals in Frankreich ausgebrochene Revolution, aber von Augustin weiß ich nichts. Ich habe ihn nie citirt. Indes heißt dieser Bericht des Schuler die gespannte perfide Kritik des Habtmann auf. Natürlich ist den genannten Dreien mein Name tödtlich verhaßt, aber der gewaltige Geist von Shakespeare hat sie nun vollends konsternirt und ihr dummes Mütthchen niedergeschlagen. Ich bitte Dich, an Schuler zu schreiben, die Partei meines Buches zu nehmen

* Professor Moriz, Beichtvater bei den Ursulinerinnen, Schnizer, Gymnasialdirektor zu Innsbruck, später Prälat von Stans, waren damals für die gefürstete Grafschaft Tirol als Censoren aufgestellt und als solche nicht sehr beliebt. Zuama-Sternegg war Appellationsgerichtsath; der strenge Habtmann Stadtpfarrer von Innsbruck.

und es nicht fallen zu lassen. Es ist seine Sache auch. Ich muß als Sündenbock für euch alle einstepen. Ich werde auf dieses lustige Spektakel im Fasching zu Dir kommen und neues Unheil anrichten.“

F. Sch. an F. St.

Innsbruck, den 21. Februar 1832.

„L. F.! Ich habe Webers Uebersetzung des heiligen Chrysostomus gesehen. Ich habe von Weber etwas Berrünftigeres erwartet; aus dem Vorworte und der Schlußanmerkung räsonnirt ein ganz toller Pfaffengeist, ein pfäffischer esprit de corps, wie ich ihn von Weber nicht erwartet hätte. Ich fürchte, er wird mit dem Buche durchfallen; denn selbst den Pfaffen wird er zu ungestüm auftreten.“

B. W. an F. St.

Meran, ohne Datum; etwa Anfang März 1832.

„L. F.! — — Schuler steht nun in Schuhmachers Solde und als Söldling zu dienen ist ihm weniger hart als im gegebenen Falle wahr zu sein. Meine Vorrede hat nur mit den Meinungen des Chrysostomus zu thun und erklärt dieselben und spricht in seinem Geiste. Daß jenen treu geblieben werden mußte, ist klar, wenn sie auch nicht die meinigen wären. Schulers sind sie nun nicht. — — Daß er aber von mir verlangt, ich solle der katholischen Glaubenslehre untreu werden, wird wohl nicht anzunehmen sein. Und wenn ich nach den Grundsätzen unserer Kirche die unabhängige Kirchenfreiheit, die Chrysostomus ver-

theidiget, ebenfalls wünschenswerth finde, so ist das freilich eine Todssünde, aber nur vor den Gewissenlosen, die unserer Kirche nicht angehören und Knechte bleiben wollen. Ich will eine freie Religion und keine Polizei, wie Chrysostomus, und schäme mich dessen nicht. Was der Ungezügelt ist, weiß ich nicht; aber dieser Beisatz Schulers beweist wieder, daß er im Solde steht. — — Wenn Du wüßtest, wie unbedeutend, kurz und überflüssig jene Vorrede ist, so würdest Du erst lachen, daß sich diese Helden hinter diesem Dinge verstecken mögen. Einen esprit de corps habe ich freilich, und der uralte Chrysostomus ist darin zum Verdruße Doktor Schulers gestorben. Wenn man meint, ich halte das katholische Priesterthum für Haßend * *, so irrt man sich, ich bin noch ein Katholik. Schuler ist aber aus Söldnerei ein Esel, sonst könnte er mir nicht zumuthen, ich solle dem Geiste des Uebersetzers zuwider handeln und in einem Buche für junge Priester sagen: Ihr seid etwas geworden, was eigentlich gar nichts ist als Trug und Heuchelei.“

J. Sch. an J. St.

Junnsbruck, den 30. März 1832.

„L. J.! Weber hat an Schuhmacher einen impertinenten Brief über mich geschrieben, eine Folge Deiner Indiskretion, daß Du ihm meine letzte Aeußerung mitgetheilt hast. Das ist eine wahre Briefklatscherei! Ich werde ihm dieser Tage antworten, aber nicht in denselben Noten, da mir derlei Verbheiten zuwider sind. Er spricht von Verrath und Niederträchtigkeit; es ist zum Lachen!“

B. W. an F. St.

Meran, den 28. April 1832.

„L. F.! Ich bin von Bozen viel gesünder zurückgekehrt als dort angekommen, und namentlich viel ruhiger, da ich fast gar keine Visiten gemacht. Ich danke Dir und Deiner Frau für alle Liebe und Freundschaft und ich kann es aufrichtig gestehen, je einsamer, theilnahmsloser ich in meinem Stande dastehe, desto mehr rühret und verpflichtet mich zum Danke unverdiente Liebe.“

B. W. an F. St.

Meran, den 2. Mai 1832.

„L. F.! Meine Welt ist mit dem Fall des Ministeriums Grey aus; ich kann also um so ruhiger an meine eigene kurze Person denken, da alle meine Freuden vorbei sind. — — Mich wird den Juli noch Oswald* beschäftigen; eine Arbeit, die schwieriger ist als man denkt. Ich brauche daher eine tiefe Einsamkeit, wo ich ruhig endigen kann. — — Ich bin übrigens ganz trostlos. Meine Stiftsverhältnisse sind betrübt, meine Weltfreuden gehen unter, ich verfinke mit ihnen. Mich drückt bisweilen

* Oswald von Wolfenstein; siehe oben Seite 179. Damals gedachte Beda dessen Lebensbeschreibung und Gedichte in Einem Werke herauszugeben; später besann er sich anders und ließ die Gedichte 1847, die Lebensbeschreibung unter dem Titel: „Oswald von Wolfenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ 1850, beides in der Wagner'schen Buchhandlung zu Innsbruck erscheinen. Siehe unten den Brief vom 24. Jänner 1835.

Menschenhaß fast zu Boden, denn Meilenweit treffe ich keine gleichgesinnte Seele, wo ich mein Herz ausschütten könnte. Das schimpfliche Philisterwesen ist überall grell und schamlos herrschend und da ist es vielleicht am kürzesten und besten, wenn ich an mir selbst und der Welt zum Narren werde; da hat man endlich für das Schlechte keine Befinnung mehr.“

B. W. an J. St.

Meran, den 12. Mai 1832.

„V. J.! Die Reformbill ist durch und ich habe nichts als Gutes davon zu sagen. — Was man von Wellington zu erwarten hat, das liegt klar am Tage. Ebenso vom Papste und der deutschen Bundesversammlung. Diese Esel sammt und sonders werden nicht nachgeben, bis ihnen nicht das Haus über dem Kopf einfällt. Sieh nur, wie sich die Fürstlein und Aristokraten geberden, kaum die Gefahr scheinbar vorüber ist. Diese werden nie klug.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 28. Mai 1832.

„A propos! heute habe ich den großen Unbekannten, Sir Walter Scott, von Angesicht zu Angesicht mit Andacht gesehen. Eine Menge Menschen war versammelt, als er in den Wagen stieg, und grüßte ihn ehrerbietig; diese fast unfreiwillige Huldigung seines Talentcs hat mich gerührt.“

W. W. an F. St. in Imst.

Meran, den 29. Mai 1832.

„L. F.! Gegen Imst habe ich nichts.* Aber Du wohnst im Wirthshaus und ein längerer Aufenthalt dafelbst wird mir von den Pfaffen gewiß mißdeutet. Das ist kein kleiner Punkt und für meine Ruhe nicht geeignet. — — Meine Verhältnisse fordern genaue Rücksicht, ohne daß man gewiß weiß, was man thun kann und will!“

W. W. an F. St.

Meran, den 1. Oktober 1832.

„L. F.! Ich bin glücklich hier angekommen. In Terlan merkte ich, daß Caro bei mir war. Da ich ihn lange und vergeblich zur Heimkehr bewogen und beredet hatte, nahm ich ihn in den Wagen, und so ist er bei mir einstweilen gut verpflegt. — — Seine außerordentliche Anhänglichkeit an mich hat mich gerührt und ist mir weit menschlich edler als das dumme unplebejische französirende Geschwätz einer läppiſchen Baroneſſe. Dahin sind wir gekommen, daß wir uns veranlaßt fühlen, dem Thierreiche vor dem gänſchaften aristokratischen niederträchtigen Pöbelwesen den Vorzug einzuräumen.“

W. W. an F. St.

Meran, den 9. Oktober 1832.

„L. F.! Ich empfehle mich Deiner Frau gehorſamſt und würde ihr gerne etwas ſagen, was zu ihrem Seelen-

* Streiter hielt ſich damals mit ſeiner Frau in Imst auf und hatte ſeinen Freund eingeladen, zu ihm zu kommen.

heile absolut nothwendig ist. Aber sie folgt mir nicht. Sie möchte nämlich einmal alle Herzensgüte bei Seite legen und keine hochadelige Bestie in Schutz nehmen. Alle diese sind giftig wie die Schlangen in Afrika. Die Heiligkeit, die Pfaffenheuchelei ist eitel nichtig an diesen Kindern des Belial, und ich gebe ihnen weder für ihre Keuschheit noch Tugend einen Heller. Weise zu ihrem Vortheile sind sie, um ehrliche Leute zu verachten und zu verspotten, und über Narren und Weise zu herrschen. Das ist ihr Heil, das ihr Geschäft und am Gerichtstag ihre Verdammung. Für mich war die Bettel eine wahre Wohlthat. Ich bin für immer und ewig radicaliter von aller Höferei kurirt, so wenig auch an mir war. Das alles und noch mehr wirst Du nicht ermangeln, Deiner Frau einzuschärfen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 30. November 1832.

„G. F.! Ich war nicht wenig erschrocken, als Deine dreizehn Tauben hier anlangten. Ich ließ sie aber sofort, da es mir zu viele sind, durchs offene Fenster wie aus der Arche Noä ausfliegen, in der Hoffnung, es würden wohl einige sich fortverlieren. Deine Tauben sind aber so knechtischen Sinnes, meine Taubenanstalt so trefflich eingerichtet, daß sie alle sich meinen Tauben beigefellten und nicht fortzubringen waren. Nun richtete ein Deiniger Tauber im Schlage ein gräuliches Unwesen an. Er mißhandelte alle Jungen, sperrte den Eingang und zer-

zauste alle Bewohner tödtlich. Somit schoß ich ihn gestern feierlich nieder. Die andern sind bis jetzt ordentlich und deßhalb können sie das Recht der Gastfreundschaft genießen. Du kannst selbst denken, was aus meinem Schlage geworden wäre, wenn alle Deine unbändigen Rabenwiecher darin wären zu haufen gekommen.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 22. Februar 1833.

„L. F.! Heute habe ich von Beda Weber einen Brief und sein Gedicht, die „Mandelblüte“*, erhalten. Beides hat mich auf eine lange nicht gefühlte Weise ergriffen und hingerissen. Wenn ich nur diesen genialen Geist seiner unangemessenen Sphäre entreißen und hieher verpflanzen könnte! Ich bin aber im Begriffe, wieder in dieser Beziehung einige Schritte zu machen, und werde ihm in einigen Tagen über deren Erfolg Bericht erstatten. Ich klage mich an und zürne mir selbst, daß ich so säumig bin, mit ihm Briefe zu wechseln. Ich will das aber bessern.“

B. W. an J. St.

Merau, den 1. März 1833.

„L. F.! — — Ich habe bereits ein Gedicht, „die Mandelblüte“, verfertigt und werde Deinem kritischen Geiste dasselbe vorlegen, um Ostern, wo ich hinabkomme

* Jetzt in den Liedern aus Tirol. S. 129 ff. Es ist wohl Schulers größte Geistesthat, wenn er dies zehn Seiten lange Gedicht verstanden hat.

— wenn Dir's nicht unbequem ist — auf acht Tage, da ich in der Gegend etwas für Oswald zu thun habe und den Tristan in Runglstein aufnehmen muß. Sodann möchte ich auch nach Trient gehen und überhaupt alle Boznergärten genau studiren und das Fehlende acquiriren.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 2. März 1833.

„L. J.! Sei so gut und grüße mir Beda Weber herzlich. — — Ich lasse ihm sagen, daß Professor Rost seines Lehramtes entsetzt ist und daß der von Neustift gekommene Professor der Literatur so wenig entspricht, daß er wahrscheinlich mit Ende dieses Schuljahres für immer seinen Abgang nehmen wird. Soll sich denn in Gottes Namen keine menschliche Regung in des Prälaten Seele erwecken lassen? — Es stehen ihm ja sonst Rekruten genug zu Gebote; muß er denn den edlen Titanen fortwährend an die Schulbank anketten? — — Von Dir möchte ich unter Anderem wieder einmal ein vernünftiges Wort; Dein letztes Hiersein hat wenig davon gezeigt. — — Es steht geschrieben: *didicisse fideliter artes emollit mores*; aber was soll man von einem Literatus denken, der seiner Frau den Shakespeare und den Calderon exponirt und doch manchmal so vierschrötig wird, daß man ihn füglich für seinen eigenen Hausknecht halten könnte. Freund, bessere Dich! sonst müßte ich glauben, Deine allmählich ins Biered sich ausbreitende Gestalt habe auch Deine Seele in ähnliche Form gequetscht.

Valeas, nichts für ungut.“

B. W. an F. St.

Meran, den 9. März 1833.

„L. F.! Ich freue mich auf Ostern doppelt, weil ich Euch in Baiersberg weiß. Ich bin in allen Dingen ein Kind, und in manchen besonders. Am Palmsonntage muß ich nach Tisens gehen, um im Beichtstuhle und Nachmittags auf der sogenannten Kanzel auszuhelfen, da der Herr Dechant mit dem Ralinger und einem noch größeren Kalb schlecht befrachtet ist. — Ich bin sehr erbost über Deinen Haß gegen den Namen Oswald;* daß Du einen so abgedroschenen wie Friß haben magst! Heiße ihn doch wenigstens Tristan; ist doch besser. Ich sage Dir, der Tristan ist ein prächtiger Held. Du wirst erstaunen, wenn ich Dir seine Geschichte erzähle.“ — —

B. W. an F. St.

Meran, den 10. Juni 1833.

„L. F.! Ueber meine Professur in Innsbruck weiß ich nichts zu sagen. O, es wird nichts daraus; der Prälat entläßt mich nicht und kann mich nicht entlassen, und wenn er's thut, so ist er ein Esel. So muß ich selber reden gegen mich; entläßt er mich aber, so gehe ich. Doch sage ich über diesen Punkt nichts mehr, es muß mir von ihm angetragen werden.“

* Bezieht sich auf den Taufnamen, den Streiters zweitgebornen Sohn erhalten sollte. Am Ende zog Friedrich hin, wogegen Oswald dem dritten vorbehalten blieb.

B. W. an F. St. in Jmst.

Meran, 26. Juni 1833.

„L. F.! Vorgestern mußte ich im Namen des Stif-
tes zum Collegialgerichte in Bozen. Ich sah da auch Dr.
Mazegger und dieser bestand darauf, dem Herrn von Gio-
vanelli wäre es gewiß sehr angenehm, wenn ich ihm einen
Besuch machen würde. Was ich am Ende gethan hätte,
weiß ich nicht; mein fester Sinn war für das nicht.
Glücklicher Weise begegnete ich mit Mazegger Herrn von
Giovannelli, der mit seiner Frau in die Kirche gieng. Sie
war freundlicher als vorher, ungeachtet mit Zwang, er
selber ignorirte mich ganz. Mazegger wurde darüber
etwas erbittert. Ich lachte ihn aus und war froh, so
leichter Dinge von allen Umwandlungen kurirt zu sein.
Indeß ist mir doch nicht alles klar. — — Frau v. ***,
bei der ich über Nacht lag, war grenzenlos gefällig und
fast vertrauter als in alten Tagen. — — Ich bin wieder
heim, ohne stärkere Anflüge des Bozner Geistes mitzu-
bringen.“

B. W. an F. St. in Jmst.

Marienberg, den 15. Juli 1833.

„L. F.! Was Deinen Jmster Aufenthalt betrifft, so
bemitleide ich Dich von ganzem Herzen; denn ich weiß
aus Erfahrung, was das sagen will, in Sibirien leben.
Die Juden waren doch aus besonderer Gnade Gottes nach
Babylon verbannt, wo die Delbäume wachsen und die
baumartige Aoe; aber in Jmst — neun Meilen weit

kein Gedanke von Vernunft und Geist, ein steifes, gelb-
 farbiges Beamtenthum, ein Dechant wie der große Westris
 auf dem Tanzboden, gerade vor dem Auge der dumme
 empfindungslose Spitzberg* — kurz das ganze Material
 zur Menschenpeinigung so am Halse haben — ist eine
 Sisyphusarbeit. Gehe fort, sobald Du es kannst; es
 taugt nicht für Dich; Deinen Kindern könnte es nach-
 gehen, und Deiner Frau. Führe sie nach Süden; da
 ist Gesundheit, im Norden haust der eiskalte Tod. —
 — Ich bin einsam in der Nacht und gedenke mit der
 ganzen Kraft meiner Seele an Euch. — — Kehrt die
 Flucht nach Egypten um und kehrt zurück nach Nazareth,
 wo ich Euch sehen werde unter reifen Trauben und
 einem schönen blauen Himmel, zwischen den schönsten Felsen
 der Welt.“

B. W. an F. St. in Jnst.

Marienberg, den 20. Juli 1833.

„L. F.! Du bist in Bezug auf meine Letzthin in
 Bozen begangenen Sünden ein unermüdlicher Prediger,
 so daß ich allzeit im Ernste aufpassen muß, wenn ich den
 Zuspruch vernehme. Ich halte alles für überflüssig: denn
 mit Giovanelli und Anhang ändert es sich bei mir nicht
 mehr. An ein Vertrautwerden, an ein Anschmiegen ist
 nicht mehr zu denken. Und ein erlogenes Lächeln, eine

* Ist wohl der Schirgant gemeint, der, von dem nahen Jnst
 aus gesehen, eine mächtige Pyramide bildet.

schlaue Heuchelmiene, Wörtchen, honigsüß ohne Sinn und Wahrheit, und einige Kniffe kann man immerhin zum besten geben.* — — Daß Du zu Pater Peter zur Beichte giengst, war sehr Unrecht von Dir. Ein verständiger Mensch soll einem verständigen Menschen sich anvertrauen, sonst wird die Beichte eine jämmerliche Fatschingsfrage. Aber leider ist die Welt blind und liebäugelt mit der Dummheit, wenn es das Heilige gilt.

Mir ist angst und weh wegen meiner Blumen, wenn ich bedenke, in welchen tölpelhaften Händen ich sie lassen muß. Es übersteigt allen Glauben, wie ungeschickt eine Magd ist. Schon von ihrem Athem fallen die Blätter ab. Wenn ich nun noch obendrein denke, wie ungelentig und sinnlos das Wasser über die Pflanzen ausgegossen wird, so befällt mich kalter Schauer. Ich hange mit ganzer Seele an den Kindern meines Herzens. — —

Hier lebe ich gut und fröhlich in der Einsamkeit. — Ich bemühe mich täglich in der Weltverachtung vorwärts zu schreiten, aber es geht nur langsam. So lebe denn zum Abschied unsere weiße Camelia! Um Ostern lächle sie uns an aus ihrer phantastischen Blumekrone und kränze uns mit den Geistern des kühnsten Liedes.“

* Der aufmerksame Leser wird die zahlreichen Widersprüche in Bedas Briefen wohl selbst herausfinden so gewiß auch den großen Gegensatz zwischen der bedenklichen Nachsicht, die er hier sich selbst gewährt, und der strengen Tugend, die er im Briefe vom 27. Mai 1831 von Schuler fordert. Dazu der beständige Jammer, daß hienieden keine Treue und Redlichkeit mehr zu finden!

B. W. an J. St. in Jmst.

Marienberg, den 22. Juli 1833.

„O. F.! Heute war ungeachtet des entsetzlichen Ze-
 phyrs von Marienberg meine Seele heiliger Freude voll,
 denn Vater Superior hat mir von Meran berichtet, meine
 Cactus ständen trefflich und hätten nicht das Mindeste
 gelitten. Darüber habe ich mich aus allen Kräften er-
 lustiget und Gott gedankt! — — Du kannst kaum denken,
 wie blumenhast ich geworden. Tag und Nacht sind die
 Blumen mein innigflüßer, heiligkeuscher Lustgedanke. O,
 wie sehr bedauere ich Deine Jmster Gefangenschaft und die
 allerwunderlichste Grille Deiner Frau!* Hätte sie ein
 kernhaftes Christenthum, wüßte sie zu achten auf die pro-
 phetischen Worte eines Einsiedlers, wie ich es bin, sie
 würde gewiß nach dem schönen theuren Sünden ziehen,
 und die Jmster Thorheit an den herrlichen Blütenkronen
 der Augustsonne vergessen! In mir klingt schon der Hah-
 nenschrei des Trostes und der Erlösung, fern und leise,
 aber unendlich erwünscht und wunderfelig. Ich will an
 Euch gedenken mit den Thränen der Freude und des
 Entzüdens, wenn ich meine Kamelienschößlinge abmesse.
 Daß ich Euch schreibe mit Blut und Flammen, könnt
 Ihr denken. Schuler hat mir in diesen Tagen geschrieben
 mit aller Inbrunst und Süßigkeit. Darunter heißt es:
 „Und nun bitte ich Dich herzlichst, wenn es Dir anders

* Welche nämlich immer an ihrer Heimat hielt und nicht
 fortziehen wollte.

möglich ist, komme diese Ferien auf einige Zeit zu mir. Ich hätte so vieles mit Dir zu besprechen. Es thäte noth, daß wir uns gegenseitig ermunterten, gemeinsame Pläne für ein künftiges Wirken entwürfen und vor allem Ideen austauschten, wozu der Briefwechsel zu lang und langweilig ist. Ich bleibe bis ersten August hier; den ganzen Monat August aber bin ich auf dem Nock;* wenn Dich die Stadt nicht zu sehr anzieht, so dürfte es Dir in vieler Beziehung angenehm sein, auf dieser schönen Berghöhe bei mir zu wohnen u. s. w.“ Ich gestehe meine Schwachheit, daß ich ihm auf ein paar Tage gern einen Besuch machte. Da aber meine Verhältnisse so knapp angezettelst sind, so wird es leider bei einem frommen Wunsche bleiben. — — Sonst schreibt Schuler manches über die „Mandelblüte“. Es ist ruhmredig größtentheils und eben deswegen etwas unangenehm für mich. Aber sein Tadel ist sehr klug, und ich habe dies nur zu deutlich gefühlt. Er ist immer ein sehr gescheiter Mensch, der unsere ganze Achtung verdient. Ich bitte Dich, sei in Jmst von ganzer Seele lustig, dem Teufel zum Trost und seinem bestialischen Anhange. Du kannst die Jmster nicht besser auszählen. — — Sage Deiner Frau meine gehorsamste Empfehlung und sie möchte mir doch einmal schreiben, von der Beihemesse wenigstens; mir ist alles lieb und angenehm, was von Jmst kommt. — — Sodann bitte ich Dich, Deine Kinder nicht zu lange in Jmst zu lassen;

* Berghöhe mit Sommerfrischen bei Junsbruck.

es könnte ihnen ihr ganzes Leben nachgehen, so viele gelbe Häuser anzuschauen.“

B. W. an F. St. in Jmsf.

Marienberg, den 10. August 1833.

„G. F.! — — Um auf Deinen Brief zu kommen, bist Du ein gar gestrenger hochwürdiger Pater Superior mit Frau und fünf Kindern und lassst Deinen armen und einzigen Konventpater Beda das ganze Gewicht Deines scharfrichterlichen Armes empfinden. Ich meine, über Schuler sind wir beide gut einverstanden und bei Anerkennung seiner Schwächen weit entfernt, ihn für einen Esel zu halten; und da ich nun keine andere Meinung habe als diese, so nimm mit Deinem alten Schildknappen vorlieb wie Don Quixote mit Sancho Panza. Daß mich Schuler durch sein Lob in eine gute Stimmung und zu ganz wunderneuen Ansichten über den Lobredner gebracht, glaubst Du wohl selbst kaum. Schulers Lob ist selten ohne Tadel, und sein Tadel ist gewöhnlich gründlicher als sein Lob; und wenn das wahr ist, so steht es mit der guten Stimmung schlecht. Allenfalls den Wunsch, ihn zu sehen, wirst Du doch auch nicht gar in Verdacht erklären, da Du ihn allzeit gern heimsuchst. — — Zarte Verhältnisse unsanft berühren, das kann ich nicht, wie Du selbst weißt. Selbst die erklärte Sünde in der Gestalt eines schwachen Menschen hat ein Recht auf mein Herz und mein Beileid; ich kann nicht derb und ungebunden wehe thun. Also, lieber Freund, sei gnädig mit Deinen

Untertanen und mache es nicht wie alle unsere liberalen Freunde, die Geduld predigen aber keine üben. Ich bin froh; meine Verbannung ist bald aus, noch höchstens acht Tage und ich habe mein Paradies wieder gesehen. Ich begreife nicht, wie Deiner Frau das Jmst so auf dem Herzen sitzen kann, bis zum 4. September! Für mich wäre das ein Todesurtheil!“

B. W. an J. St. in Jmst.

Marienberg, den 18. August 1833.

„L. F.! Mir hüpfst heute das Herz vor Freude im herrlichen Gedanken, morgen um zwei Uhr in Meran zu sein. Gedenke meiner Freude und hänge Deine Harfe, wie die Israeliten an den Flüssen von Babylon, an den Thränenweiden Deiner Phantasie auf. Und dann wird wohl auch für Dich ein guter Tag der Erlösung aufgehen!“

B. W. an J. St. in Jmst.

Kollern,* den 26. August 1833.

„L. F.! — — Am 21. Nachmittags gieng ich zu Fuß über Lana nach Andrian und blieb beim Kuraten Unterhauser über Nacht. Früh Morgens, ohne meinen Gastgeber zu wecken, gieng ich still und nüchtern nach Kallern, um meinen Freund Guggenberg** zu besuchen.

* Hochgelegene Sommerfrische, ganz nahe bei Bozen.

** Wohl derselbe „edle Freund Josef von Guggenberg, Domicellarkanonikus des Erzstiftes Salzburg,“ dem Beda Weber seinen „Johannes Chrysothomus“ gewidmet hat.

Nachdem ich dort Messe gelesen, besuchte ich das Wunderfräulein, ebenfalls in Gesellschaft Guggenbergs und mehrerer sehr aufgeklärter Freunde, ohne sonderliche Erwartung, ja, mit offenbar ungläubigem Sinn. Indes wurde ich bald hart dafür gestraft und auch unendlich beglückt. Die Erscheinung der Heiligen ist über allen Ausdruck erhaben und himmlisch. Ich habe ein verstocktes Herz und die Thräne ist bei mir theuer. Da ward sie aber wohlfeil, meine Seele wurde tief erschüttert, ja vernichtet im Anschauen eines dem Irdischen entronnenen Wesens, das man gewiß nur einmal im Leben sieht. Es ist alles Reden und Schwagen überflüssig; man muß sie sehen, und dann ist jeder zufrieden und unendlich entzückt.“ *

W. W. an J. St. in Bozen.

Meran, den 13. September 1833.

„Wazegger ist ein herzenguter Mensch, indes eine innige Lebensliebe kann ich ihm nicht weihen, wie Dir; er muß mit der Lebenstreue vorlieb nehmen, wo mehr der Verstand als die Empfindung im Spiele ist. Ich habe keinen Freund auf Erden, dem ich so mit ganzer Seele angehöre, der für mein Leben so unentbehrlich ist als Du.“

* Ueber die Heilige von Kaltern ist sehr viel geschrieben worden. Der Besuch, den ich ihr mit Streiter 1844 abgestattet, ist in den Drei Sommern, 2. Auflage 3. 35 geschildert.

F. Sch. an F. St.

Junsbruck, den 21. September 1833.

„L. F.! Höchlich interessirt haben mich die Mittheilungen über die Somnambule in Kallern. Der Brief des Dr. Widmann hierüber verräth einen geistreichen und scharfen Beobachter und ist mit solcher Vorsicht und Unbefangtheit geschrieben, daß man durch ihn eine sehr vollständige Ansicht des Zustandes der Kranken erhält. Ewig Schade, daß durch Unverstand und Eitelkeit alles verdorben wurde; unter einer umsichtigen magnetischen Behandlung hätten sich gewiß die interessantesten Phänomene und selbst für die nun geopfert Kranke die besten Wirkungen ergeben. Jetzt wird Dir vielleicht auch die Seherin von Prevorst zugänglicher und verständlicher sein. Von Betrug ist bei der Kranken in Kallern gewiß nicht die Rede; aber viele Erscheinungen würden sich ohne die bestimmte Richtung und das voreilige Eingreifen ihres unwillkürlichen Magnetiseurs* reiner und freier gestalten.“

Die religiöse Richtung ist übrigens nicht bloß durch das frühere Leben der Kranken und den Einfluß des Guardians bedingt; sie ist allen Somnambulen eigen. Ich weiß deren, die im Leben sehr frivol, in der Clairvoyance aber gerade das Gegentheil waren. Wenn das Reich der Willkür gebunden ist, tritt das höhere Gesetz der freien Nothwendigkeit ein und die Sonnenblume folgt wieder dem Zuge zur Sonne.“

* Ist wohl ihr damaliger Beichtvater, der Franziskaner P. Capistran, gemeint.

B. W. an J. St.

Meran, den 10. Oktober 1833.

„L. J.! Du erhältst heute einen Brief, den ich Dich bitte wohl zu lesen. Vor zwei Tagen kam Julius Nag Schottky, der weltbekannte, gehaltloseste Kompilator, den man je gesehen, mit zwei Zeilen von Schuler. Nun denke Dir den ganzen Gräuel! Er ist aus preussisch Schlesien, einst Professor der neueren Sprachen an einem kleinen Gymnasium. Nach einer höchst unverbürgten Aussage hat er von Preußen 400 Thaler Pension, ein Bedeutendes geerbt und ein Bedeutendes in der Lotterie gewonnen. Jetzt kam er nach Tirol, für seine unerschämten Kompilationen einen gutmüthigen Verleger zu finden, und wird so lange in Tirol sein Unwesen treiben, als Schuhmacher ihn füttert. Du kennst wahrscheinlich seine Wischmaschereien über Wiens und Prags Topographie, sowie sein jammervolles Geschwätz über Paganini. Die literarischen Blätter haben ihm bereits das Endurtheil gesprochen. Jetzt übertrug ihm Schuhmacher das Reisebuch für Tirol, und deswegen reist er herum in der Heimat. Er will eine malerische Reise über Tirol und die Fortsetzung des Taschenbuches* herausgeben. An Materie ist kein Mangel bei ihm und Gedanken braucht er keine. Du wirst ihn selbst sehen, und es wäre mir leid um Dein Herz, wenn Du an diesem gehaltlosen Schwäger Behagen fändest. Er ist ein Gelehrter, wie

* Der Alpenblumen.

er selber sagt, ein Preuße, wie er selber sagt. Dipauli ist seit achtzehn Jahren sein Gönner, wie er selber sagt; er hat viele tausend altdeutsche Verse selbst um Lohn abgeschrieben, und das ist sein schönster Ruhm, wie er selber sagt. Er kompilirt Tag und Nacht, wie er selber sagt. Was am Ganzen wahr ist, mag folgendes sein: Er kennt das Bücher-machen, oder -pressen, wenn Du willst, und daß diese Bücher schlecht sind, weiß die ganze Welt. Die ganze faule Seite der deutschen Literatur kennt er; daher ist er bloß für Titel zu seinen Werken, aber nicht für zwanzig Druckbogen Text verlegen. Er ersuchte mich um einige Zeilen an Dich; die soll er haben. Aber diese Zeilen mußte ich der Gerechtigkeit wegen voraus-schicken. Schau und urtheile selbst; am Ende dieser Woche kommt er. Es ist wirklich weit mit uns gekommen, wenn wir solche niederträchtige Kreaturen als Führer des Reizens anbeten sollten.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 10. November 1833.

„V. J.! — — Schottky beurtheilt Ihr mir zu hart; Ihr wollt mit Gewalt einen Schriftsteller aus ihm machen, und er selbst gibt sich keinen höhern Anspruch als ein Büchermacher zu sein. Das Reisehandbuch ist bei ihm in guten Händen; von einem Taschenbuche ist wohl nicht die Rede. Vor uns Allen hat er das voraus, daß er eben so emsig ist, als wir faul. Was nützt es der Welt, wenn wir ganze Nliaden im Kopfe herumtragen

— woran ich mir jedoch zu zweifeln erlaube — wenn nie etwas zum Vorschein kommt? Weber ist noch der bestrehsamste unter uns; er hat mir vor Kurzem einen sehr schönen historischen Aufsatz für den Boten zugeschildt.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 7. Dezember 1833.

„L. J.! — Neulich gab es hier einen Hauptpaß. Ich habe seit vier Jahren die Theaterzensur über mir gehabt. Es gibt ein kleines Vaudeville, das den Titel führt: „Der alte Feldherr,“ eine Anekdote aus dem Leben Kosziuskos und zugleich eine kleine Huldigung vor diesem edelsten Charakter des achtzehnten und bis dato des neunzehnten Jahrhunderts. Obwohl das Stück etwas polnisch, mithin ärger als Schwefel und Pech roch, so konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, die Aufführung desselben zu verbieten. Was aber das Uebel am ärgsten machte, war der Umstand, daß am Ende des Stückes ein französischer General — freilich als bloßer Comparse, ohne ein Wort zu sprechen, über die Bühne geht. Bannini hatte als solcher die Maske Napoleons gewählt und denselben ziemlich treu, wenigstens auf den ersten Blick kenntlich, dargestellt. — Hilf Himmel! was war das für eine Heße am andern Morgen! Die ganze Polizei war bis ins Innerste erbebt ob solcher Kühnheit; der frevle Censor wurde schnurstracks seines Amtes entsetzt, der Pseudo-Napoleon mußte auf vierundzwanzig Stunden ins Loch wandern, und die Censur wurde sogleich dem feinnasigsten

Polizeikommissär übergeben, damit solcher Skandal auf ewig verbannt bleibe von unsern unschuldigen und polizeigerechten Brettern. Künftig wird man kein historisches Stück mehr geben lassen; es spielte denn zur Zeit der Bräadamiten.“

B. W. an J. St.

Meran, den 24. Februar 1834.

„L. F.! — — — Uebrigens freue ich mich wie ein Kind auf Ostern, wo ich Euch alle wiedersehe, vorzüglich, damit Du mir die politische Nacht von den Augen nehmen kannst, woran ich jetzt ganz grausam laboriren soll. Ich bin fleißig, damit ich um Ostern froh sein kann. Das Heldenbuch beschäftigt mich jetzt, das uns Kungelstein* noch besser aufklären muß. Um Ostern gehe ich dann auch nach Brizen alles aufzusammeln. Mein Nibelungenlied vom Jahre 1323 ist wunderschön, auf Pergament, hat viele höchst bedeutende Zusätze am Ende und ist zu den sechs bekannten Handschriften in Europa die siebente und eine der älteren. Auch allerlei andre alte Werke vom Jahre 1480 u. habe ich angekauft und dadurch für Oswalds Literatur viel profitirt.“

* Altes Schloß bei Bozen mit Malereien aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

B. W. an F. St.

Meran, den 11. März 1834.

„L. F.! Ich habe Dir gewiß schon geschrieben, daß ich ins Schloß Montani im Vintschgau gegangen bin und daselbst allerlei alte Bücher gekauft habe.

Darunter befindet sich nun eine sehr schöne Handschrift der Nibelungen auf Pergament von 1323, eine sehr kostbare deutsche Uebersetzung des Decamerone, gedruckt 1480, eine Prachtdruckausgabe der Statuten des deutschen Reiches, alles im schönsten Altdeutsch, ebenfalls von 1480, sodann eine Handschrift auf Pergament, die Evangelien in allemanischer Sprache enthaltend, wunderschön, von 1300; eine andere gleich alte allemanische Handschrift ascetischen Inhaltes und sprachlich sehr wichtig. Endlich eine Prachtausgabe vom seltenen Werke Petrarca's de vita solitaria; eine eben so schöne vom berühmten Lactantius und ein Riesensfolio, „Altdeutsche Kriegskunde,“ alles sehr alt, nebst mancherlei Andern. Ich kaufte das nach der jetzigen Weltansicht und nach der Ansicht des dummen Verkäufers um den theuern Preis von 10 fl. R. W.! Indeß tröste ich mich doch über die Dummheit der Welt, die solche Sachen nicht achtet und nicht versteht, denn das Nibelungenlied ist allein weit mehr als zehn Louisd'or werth; woraus Du also Stoff schöpfen wirst, Dich mit mir zu freuen. — —“

B. W. an F. St.

Meran, den 7. Juni 1834.

„V. F.! Der Herr Prälat hat mir mein Anfinnen mit Vergnügen erlaubt, doch ist dabei etwas Charakteristisches vorgefallen. Er war ohne allen Zweifel schon genau von meinem Plane in Bozen unterrichtet, ohne das Mindeste davon zu verlauten. Als ich auf seine Frage: „Wo halten Sie sich in Bozen denn auf?“ sagte: „Herr Streiter hat mir sein Haus angeboten,“ so brach er etwas heftig los, als wenn er einen Gegner vor sich hätte, und sagte hastig: „Das ist recht, da kann kein Mensch mit Vernunft etwas dagegen sagen.“ Aber schnell faßte er sich wieder und gieng in einen ganz ruhigen Ton über. Es kann sein, daß ich mich betrüge, aber moralisch bin ich gewiß, es hat Giovanellischen Einflüsterungen gegolten.“

B. W. an F. St.

Meran, 12. Juni 1834.

„V. F.! — — Rosmini ist ein sehr großer Esel, ohne alle Einsicht in Kunst und Wissenschaft, und ich werde ihm sein Recht schon angeeignen lassen.* — —

* A. Rosmini, berühmter italienischer Philosoph, 1797—1855, dessen sämtliche Werke zu Mailand in 17 Bänden erschienen sind. Er war Priester, galt als freisinnig, war 1848 Kultusminister unter Pius IX., wurde aber von den Jesuiten verfolgt, gestürzt und mit Gefängniß bedroht. Seine Schriften konnten der Verdammniß um so weniger entgehen.

Eine andere sehr lustige Geschichte. Hier vagirt ein gewisser Dr. Lewald herum, ein Mensch von der Art des Schottky und sein Freund, übrigens beweibt. Er macht Bücher wie Schottky. Hier exkurirt er überall hin und sammelt Belege für seine Völkerschilderungen oder Völkertügen. Lustig genug kenne ich den Menschen gar nicht, und er macht in der Stadt ein großes Wesen von seiner Bekanntschaft mit mir und von seinen Besuchen bei mir; hat mich aber nie besucht und wird mich auch schwerlich treffen. Er gibt sich für einen Geschichtschreiber aus, und die dumme Meraner Welt nennt ihn schlechtweg den Geschichtschreiber Lewald, ohne auch nur zu wissen, ob der Mensch jemals etwas Geschichtliches geschrieben. Im Kaffeehause ist er am häufigsten; deswegen kennt er auch das miserabelste Volk am besten. Unlängst sagte er zu A** von J**.: Ich schreibe jetzt am Werke „die Münchnerinnen“ und das fertige Werk werde ich Ihnen zur Durchsicht mittheilen. — Ich mußte laut lachen, denn J** ist ein Erzejel ohne alle Kenntnisse, ohne allen Menschenverstand. Ich erinnere mich etwas von Lewald in den literarischen Blättern gelesen zu haben. Schottky gab ihn für ein großes Talent aus, ich kann ihn aber nicht achten nach Allem, was ich von ihm höre.“

August Lewald verlebte 1834 den Sommer in Tirol, zunächst in Innsbruck, Bozen und Meran, wo ihm seine gefällige Art allenthalben freundliche Aufnahme verschaffte. Er sammelte da für ein Buch, welches unter dem Titel: „Tirol vom Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee“

1836 in der literarisch=artistischen Anstalt zu München erschien. Es erlebte schon im zweiten Jahre eine zweite Auflage, während die Drei Sommer, wenn sie überhaupt damit verglichen werden dürfen, fünfundzwanzig weitere Sommer darauf warten mußten. Lewalds Buch ist ohne viele Mühe zusammengestellt, aber leicht und angenehm zu lesen; es ist eines der ersten, die dem deutschen Publikum die unbekanntere Herrlichkeit des Landes und die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner darzustellen unternahmen, und in diesem Streben vielleicht eben so verdienstlich als Webers „Land Tirol.“ An Zuverlässigkeit dürfte Lewald ungefähr auf der Höhe unsers Bedas stehen, wenigstens stellt sie der Benefiziat Bian zu Gröden gleich nieder, wenn er in seinem Büchlein* vorredend sagt: „Zugleich wollen wir die Gegend mehr und richtiger bezeichnen, damit ein wißbegieriger Tourist sich nicht von einer geschwägigen Kellnerin anplauschen lasse und unrichtige Sachen in sein Tagebuch aufnehme, was einem Herrn Lewald und sogar einem Beda Weber begegnet ist.“

Später wird August Lewald in der tirolischen Geschichte noch einmal erwähnt, nämlich am siebenten Bonnemond im Jahre 1838, als der Bürgermeister Maurer im Landtage zu Innsbruck gegen die Vertreibung der

* „Gröden, der Grödnern und seine Sprache. Von einem Einheimischen. Bozen 1864“. Der Verfasser ist jetzt gestorben, nicht ohne mir noch schmerzlich anzuvertrauen, daß er bei dem Büchlein 200 fl. eingebüßt, weil es in Tirol kein Mensch kauft.

Zillerthaler sprach, und der Herr von Giovanelli, der sie beantragt hatte, im heiligen Zorne auffuhr und dem erschrockenen Bürgermeister zurief, seine freigeistigen Reden habe man nur dem Weihrauch zu danken, den ihm der Jude Lewald gespendet. August Lewald war einer der ersten jener „Eindringlinge,“ die nach des Herrn von Giovanelli Meinung das alte, heilige Tirol mit seiner ehrwürdigen ständischen Verfassung und seinen Unverständlichkeiten untergraben, Licht und Aufklärung verbreiten und andere solche Unthaten verüben wollten. Ihm war er zunächst als Protestant zuwider, während unser Beda, wie obige Zeilen zu erkennen geben, schon mehr den unangenehmen Konkurrenten witterte. Später wurden gleichwohl die beiden letzten noch die besten Freunde und wahre Brüder in Christo. August Lewald war nämlich, um alle Religionen zu probiren, lebhlich auch Katholik geworden, und zwar ein so heftiger, daß er jeden Abend auf offenem Plage zu München vor der Mariensäule knieend seine Andacht verrichtete. In solcher Stimmung konnte er auch nicht umhin, dem hochverehrten Stadtpfarrer von Frankfurt, als er dahingegangen, einen poetischen Nachruf zu widmen, der damals durch die Zeitungen lief. Er lautet in seiner letzten Strophe:

Und wie zum letzten Mal ich ihn erblickt —
 Wir dachten Beide nicht, es sei das letzte —
 Wie er die Hand so freundlich mir gedrückt,
 Wie ich durch solchen Freund mich glücklich schätzte!

Im Herzen stehn die Worte eingeschrieben,
 Die er bei diesem Abschied zu mir sprach:
 „Ich liebe Sie, weil Sie mein Land so lieben.“
 Dann blickt' er lange mir wie segnend nach.

J. Sch. an J. St. und W. W.

Zinsbruck, den 8. Juli 1834.

„An die Ungeklümmten und Trozkigen! Ich habe mit dem Abdrucke des fraglichen Aufsatzes* absichtlich gezögert, weil ich die innigste Ueberzeugung habe, daß die unveränderte Einrückung desselben später und in ruhigeren Momenten Beda selbst unangenehm gewesen wäre, so wohl seinem Herzen, als seinem Kopfe. Beda wird mir selbst zugeben, daß er ein tüchtiger Hitzkopf ist, den ein kühlerer Freund nicht selten zu seinem eigenen Besten zurückhalten muß; seine Worte fallen wie Keulenschläge, und es kann in der Hitze des ersten Anlaufes leicht geschehen, daß sie einem armen Teufel völlig das Lebenslicht ausblasen, oder auch hie und da einen Theil treffen, auf den der Keulenträger selbst nicht zielen wollte. Bedes würde ihm hinterdrein gewiß schmerzlich fallen. Ich glaubte anfangs, Beda würde mir freie Hand lassen, zu mildern, da aber dies nicht der Fall ist, so muß ich mich wohl zu näherer Begründung in das Einzelne mehr einlassen. Durch den ganzen Aufsatz durch finde ich den Ton zu grell und zu schneidend, nur die gereizteste Pole-

* Er enthielt eine Schilderung des Friedhofs zu Bozen mit einer Kritik der dortigen Malereien und Statuen.

mit könnte eine solche Derbheit entschuldigen, aber nie rechtfertigen. Wer einen so kernigen und saftigen Stil hat, wie Beda, muß da besonders schonend auftreten, wo er sich gegen Einzelne wendet; öffentlicher Tadel ist immer schmerzlich, auch wenn er sehr gemäßigt ausgesprochen wird, um so mehr, wenn es mit so zermalmenden Worten geschieht. — — So sagt er z. B., der Johannes habe, wenn er nicht absichtliche Parodie sei, die Stäupe verdient; die Mutter des Erlösers sei ein grämliches Wüßnergeßicht, schmollend, schwerfällig, nimmerfett, ein würdeloses Stubenmädchen, in seltsamen Wehen begriffen u. s. w. — — Das, glaube ich, ist offenbar zu weit gegangen; zudem dürfte dieser Ton vielen schon um der Gegenstände willen, die besprochen werden, anstößig erscheinen. — — Ich habe so viel Patriotismus, daß ich meine Landsleute nicht öffentlich dem argen Gespötte Preis geben möchte, wenn sie draußen erfahren, daß es noch Dummköpfe unter uns gebe, die eine Thränenweide auf dem Kirchhofe als Triebe des Luthertums ansehen.

Das könnte leicht zu dem Mißverstände Anlaß geben, als gehöre die einzelne Bozner Dummheit auf Rechnung des Landesverbandes. Man hat uns in dieser Beziehung ohnedies ein wenig im Verdachte, wie Heine sagt, unergründlicher Geistesbeschränktheit. — — Das Bisherige dürfte genügen, um mich zu rechtfertigen, warum ich den Aufsatz, so wie er ist, nicht aufnehmen will. Es genügt mir nicht, daß Beda seinen Namen darunter setzen und alle Verantwortung auf sich nehmen will; ich bin zu sehr

sein Freund, um ihn nicht von einem unbedachten Schritte zurückhalten zu wollen. — — Nichts für ungut! Lieber Beda! thu mir doch die Liebe, und komme mit Streiter oder noch besser früher heraus; ich bin um diese Zeit auf dem Noth. Ziehe zu mir, und wir werden dort herrliche Tage zubringen. Es wird Dich gewiß nicht gereuen, ich erwarte Dich mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht.“

J. Sch. an J. St. und B. W.

Innsbruck, am 12. Juli 1834.

„Ich hatte den vorigen Brief bereits geschlossen, als ich den Euern vom 10. d. M. eröffnete, der mich in ein hohes Erstaunen setzte und mir einen abermaligen Beweis von Eurer Hitzköpfigkeit gab. Wer Teufel hat denn Streiters Frau weiß gemacht, daß ich Lewald zum Vermittler zwischen ihm und mir bestellt habe? Welcher dumme Teufel hat Beda inspirirt, mich für so dumm zu halten? Was braucht es denn da für Vermittlung? die Sache ist doch wahrlich so einfach als etwas. Das Ganze ist: ich habe Lewald, als er hier durch nach Meran reiste, einen Brief an Beda mitgegeben; in diesem Briefe habe ich ihm geschrieben, ich wünschte Modifikationen in dem fraglichen Auftrage, und seither habe ich vergebens auf eine Antwort gewartet, da ich natürlich nicht wissen konnte, daß Lewald ein so fahrlässiger Briefbote gewesen.

Das ist die ganze Geschichte, über die sich Beda unnöthig so sehr ereifert! Und wie kann man sich ärgern,

daß der Pfarrer von Mais im Morgenblatte paradiert? Sollte man sich nicht vielmehr freuen, daß der würdige Mann noch bei Lebzeiten eine Celebrität erlangt, die er nicht geträumt hat? Wenns doch auch mir so gut würde, so leichten Kaufes in die Unsterblichkeit der Journalistik einzurücken! Ich habe den undankbaren Vewald hier mit Schinken und gutem Wein gefüttert, und er erwähnt meiner mit keiner Silbe! Ah, l'ingrato traditore! (mit Cadenzen).

Streitern erwidere ich, ich wisse besser als er, daß die Bozner so gar stupide nicht sind, indem man ziemlich allgemein zugibt, daß die fraglichen Bilder nicht entsprechen. — Nach Allem, was ich höre, wird in zwanzig Jahren von allen Stationen wenig mehr existiren und man wird diese durch andere, nach Bedas zweckmäßigem Vorschlage, durch Delgemälde ersetzen müssen. Jetzt aber sind die meisten bereits gemalt und daß C** die noch nicht vollendeten nicht besser machen wird, wird der Erfolg erweisen. Ultra posse nemo tenetur; und ich bin überzeugt, er kanns nicht besser. Er ist auch eines von jenen unglücklichen Subjekten unseres Landes, die man vorzeitig zum Genie präkonisirt hat, das unfehlbare Mittel, auch das Talent zu ersticken.“

B. W. an J. St.

Marienberg, den 7. August 1834.

„V. J. ! Ich sende Dir einfach als Bedürfniß meines Lebens die Geschichte meiner Wanderung nach Marienberg. Um 8 Uhr morgens kam ich in Meran an, in so kalten

Güsten, daß ich gleich mich erkältete und auf mehrere Tage die gute Laune, das freie Dasein einbüßte. Ich arbeitete viel an meinen Pflanzen, aber ohne Freude, wie ich überhaupt jetzt dafür todt bin. — P. Albert war in Passaier; ich sandte ihm zwei Zeilen, ob er mit mir nach Marienberg gehen wolle. Er kam sogleich und Dienstags Morgen zogen wir von Meran ab. — — Hier bin ich nun einsam. Es ist kühl, und meine Erkältung noch nicht ganz überstanden. Ich mache jetzt mit großem Eifer die Handschrift zurecht, damit der Druck sogleich mit Oswalds Gedichten beginnen kann. — — P. Albert hat sich bei der Zusammenkunft in Meran und seither sehr zuvorkommend gegen mich benommen, und ich muß glauben, daß es nicht ohne anderweitigen Einfluß geschieht. Ich bin gern für die Ausöhnung, aber nicht für innigere Verbindung. — — Ich wünsche Dir jene nöthige Ruhe, die jeder braucht, um eine Appellationsprüfung* zu machen. Dein Sieg ist mein Sieg und das glückliche Ende der Prüfung befreit mich von meiner eigenen Last. Papiersberg und unser Stillleben stehen lebendig vor meiner Seele.“

B. W. an J. St. in Innsbruck.

Marienberg, den 11. August 1834.

„O. J.! Ich danke Dir vielmal für Deine schnelle und löbliche Unterhandlung mit Schuhmacher. Wer so

* Streiter stand damals vor dieser Prüfung.

lange und so angestrengt an einer Lieblingsarbeit sich abmüht, empfindet am besten Deine treuen Freundesdienste, und ich werde Dir mein ganzes Leben dafür dankbar bleiben. — — Ebenso werde ich durch P. Albert Giovanelli zu gewinnen suchen. Du bist gewiß mit mir dahin einverstanden, daß er, vernachlässigt, uns viel schaden, daß er weise benützt, sehr viel nützen kann. Seine Familie und Verwandtschaft allein ist ein weit verzweigtes Feld für ein Unternehmen dieser Art. Ich meine, eine solche Annäherung ändert am alten nichts, am allerwenigsten an unserer Denkweise, und wenn er sie auch für einen Sieg seiner Macht betrachtet, so ziehen doch wir eigentlich des Sieges Früchte.“

B. W. an J. St. in Innsbruck.

• Meran, den 25. Oktober 1834.

„L. F.! Vor einiger Zeit erhielt ich anliegenden Brief von Schuler, wo er seiner lächerlichen Eitelkeit auf das weiteste Luft macht. Du wirst wohl bemerken, daß ich seine Ungnade besonders dadurch auf mich zog, daß ich mich in Betreff Dswalds nicht an ihn wandte. Ich schrieb ihm nun von Bozen aus einen redlichen Brief und machte ihn aufmerksam auf die Ungebühr seines Angriffes auf einen ganz Unschuldigen. Ob er besänftigt ist, weiß ich nicht, mir gilt es aber ganz gleich. Ich bin seiner Prätensionen und seiner faulen eifersüchtigen Oberherrschaft müde. — — Der zweite Brief ist von Schuhmacher und eigentlich noch mißlicher. Du siehst daraus,

daß man alles anwendet, meinen Oswald in die Hände des Ferdinandeums zu bringen. Ich wendete mich nach Wien um eine Abschrift der Oswaldischen Gedichte. Man versprach mir sie nächstens. Nun scheint Dipauli etwas davon gewittert zu haben und will das verhindern, und sie, die Mitglieder, wollen in meinen Oswaldischen Text hineinsudeln, ohne alle Kritik und Verstand. Ich schrieb nun an Schuhmacher: dieses letztere könne ich mir durchaus nicht gefallen lassen, weil mein kritischer, auf Grimms Grammatik gebauter Text zu Grunde gehe. Wolle daher Dipauli darauf bestehen, falls es ihm glückt, meine Wiener Abschrift zu hintertreiben, selbst in meinen Text zu sudeln, so zöge ich alle meine Arbeiten und Handschriften zurück.

— — Wagner hat mich wieder ums Nibelungenlied angerebet für Nisner in Berlin. Ich sandte es ihm nach Innsbruck, weil an einen Abdruck nicht zu denken, und er nur den Preis des Buches herabdrücken würde. Ich ersuche Dich also, mit Schuhmacher zu unterhandeln über den bestmöglichen Preis. Wenn es nicht hoch abgeht, so verkaufe ich es gar nicht. Unter 24 Louisd'or kann ich mir nur dann ein Angebot gefallen lassen, wenn das Buch nach genauer Untersuchung kritisch weniger Werth haben sollte. Am liebsten hätte ich dafür 300 fl. Wienergeld, da man mir erzählt, die übrigen Handschriften stehen im Preis von 150 Dukaten. Du hast Vollmacht, über diesen Punkt zu verhandeln. Doch so, daß die Berliner nicht Gelegenheit finden, während des Hin- und Herschreibens das Buch zu benutzen.“

(Es folgen nun die beiden im vorhergehenden Schreiben erwähnten Briefe:)

J. Sch. an B. W.

Zinsbruck, am 6. Oktober 1834.

„O. J.! — — Geradezu hämisch muß ich den Zweifel nennen, ob ich dies oder jenes von Dir aufnehmen werde. Du weißt, welche Achtung ich vor Dir habe, vor Deinem Charakter und Talente und faust Dich so äußern! Aber aufrichtig gesprochen, ich will lieber einen offenen Gegner als einen grollenden Freund; daher trete ich vor Dich, wie Popilius, mit der Frage: Freundschaft oder Feindschaft? Entweder sei mein offener Gegner und geberde Dich als solcher, oder sei was Du warst, mit Hand und Herz mein Freund. Ich will wissen, wie ein Herz jenseits dieser Berge, das ich liebe, gegen mich schlägt, in Groll oder Liebe. Ich fände es unwürdig, wenn zwei Freunde, die vom Markte des Tages entfernt über die höchsten Fragen einig sind und sonst noch über so Vieles des Wichtigsten übereinstimmen, die das laute Geschrei des Tages ohnedies gegen sich haben und um so mehr verbunden sein sollten, sich über eine solche Kleinigkeit entzweien würden: aber nochmal, ich will wahre und ganze Hingebung, wie ich wahr und ganz mich hingebe. Ich denke zu groß von der Freundschaft, um auf den Freund den kleinsten Schatten fallen zu lassen. Seine Flecken selbst sind mir nur Sonnenflecken, aber eben so will ich im Herzen des Freundes stehen. So viel und nicht mehr.“

J. Schuhmacher an B. W.

Zinsbruck, den 16. Oktober 1834

„Werthefter Freund! — — Ist das Manuskript vollendet und zum Drucke geeignet, so glaube ich, daß es am besten wäre, selbes in die Hände des Museums zu legen und die Ankündigungen von diesem Verein privatim nebst eigenen Einladungen zur Subskription (deren Druck ich besorgen werde) an

S t e u b', Sängerkrieg.

die Mitglieder ergehen zu lassen. Wir wollen vereint, ich in Nord-, Sie in Süd-Tirol Subskribenten sammeln, und eine ziemlich ausführliche Ankündigung in dem Tiroler Boten inseriren lassen. Während dies geschieht, kann im Museum und auf dessen Kosten die Vergleichung des Manuskriptes mit dem durch Seine Excellenz von Wien requirirten Exemplare vorgenommen werden, welches Herr von Dipauli nicht aus den Händen geben will.

Der Vergleich ist nicht nur zweckmäßig, sondern sogar sehr wünschenswerth.“

B. W. an J. St.

Meran, den 18. November 1834.

„L. F.! Ich bitte Dich, Dich zu schonen nach überstandner Prüfung. Den Erfolg sah ich allzeit voraus, so wie ich Deine Anstrengung zu würdigen verstand. Dessen ungeachtet kann ich Dir meine Freude nicht ausdrücken, daß alles gut vorüber ist. Du bist erst jetzt wieder ein ganzer Mensch. Ich segne im voraus unser Wiedersehen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 26. November 1834.

„L. F.! Jetzt mache ich Dir ein Geständniß, das ich früher aus Aerger verschwieg. Die Giovanellische Partei hat ganz gewiß Dein Durchfallen bei der Prüfung erwartet. Sogar P. Basily hat, von Deinem intimen Freunde P. Albert begeistert, so etwas erwartet, und als ich triumphirlich Deinen Erfolg verkündete mit den Worten: „Streiter hat nun seine Prüfung gemacht!“ hat er mich bedenklich gefragt: „Ist er passirt?“ und kann sich noch vor Erstaunen nicht erholen, wobei jedoch sein eigener Herzensantheil nicht gegen Dich ist, wie

es sich von selbst versteht. — Die Bemerkungen der Frau von B. bei meiner letzten Anwesenheit in Bozen waren allerliebste und freuten mich sehr, weil ich fest überzeugt war von ihrer gänzlichen Niederlage. Habe ich einmal Gelegenheit mit Dir zu reden, so werde ich auf einen früheren Text zurückkommen, wo Du mir sagtest, alle Annäherung dieses Volkes ist nur um unsere Gutmüthigkeit zu mißbrauchen. Ich bin gut überzeugt von dieser Wahrheit auch durch allerneueste Beweise. — —“

B. W. an J. St.

Meran, den 7. Dezember 1834.

„L. F.! Deinen Brief habe ich hart erwartet und mit großer Andacht gelesen. Vor allem andern hat mich Deine bevorstehende Richterprüfung nur gefreut. Du bist in der Lage, Dich zu allem zu befähigen, und ich sehe es sehr gern, wenn es geschieht. Es kann Dir dann da oder dort nicht fehlen. Du weißt, ich hänge mit meiner ganzen Seele an Dir, und Dein Glück ist mir eben so sehr am Herzen gelegen, als mein eigenes. Können innige Freundeswünsche zu Deinem allseitigen Gedeihen etwas beitragen, so lasse ich es nicht daran fehlen, und Du mußt mir meine Schwachheit verzeihen. Ich habe den Aberglauben, daß der Gedanke eines fremden Geistes für den Geliebten wirksam sei. —

Das Buch von Hagen hat mich sehr durchdrungen. Ich lerne immer mehr, daß ich mein Element gefunden, und daß ich als romantischer Lieder- und Sprachnarrensterben werde. — —

Mir ist es unendlich leid, daß mein nach Bozen-
gehen* an einem so schwachen Faden hängt.

Anschauen mag ich Euch nicht, ich will Euch genießen,
und das vollauf! Wenn daher der gute Gott es so stellt,
daß ich am Heiligen Dreikönigstage abkomme, so will
ich den Ausflug gewiß machen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 14. Dezember 1834.

„L. F.! Ich bin seit einiger Zeit ganz vernichtet,
und ein Gang nach Bozen kommt mir vor wie eine Reise
nach Palästina. Viel macht schon auch ein seit langem,
durch vieles Arbeiten ruinirtes Verdauungssystem und die
schrecklichste Abneigung vor allen schändlichen Windbeuteleien
der Aerzte. Du wirst also an mir gewiß den alten
Freund, aber einen zerstörten Menschen antreffen, und
ich bitte Dich vorläufig Geduld mit mir zu haben. Eine
blühende Kamelie macht auf mich jetzt eben soviel Ein-
druck, als ein Bischof auf die Katzenwelt. Alles Blumen-
werk liegt darnieder, alles Interesse ist dahin. Ich gebe
auch alles auf, bis auf die schönsten Stücke von Aloen
und Kaktus, weil sie kein Wasser nöthig haben, und ich
im Winter Monate lang nicht nachzusehen brauche.
Gelehrter werde ich aber jeden Tag, daß es wahrhaftig
zum Erstaunen ist. Lebe wohl, habe Mitleid mit Narren
und Kindern.“

* Eine Konstruktion, die in diesen Briefen öfter wiederkehrt.

F. Sch. an F. St.

Innsbruck, den 18. Dezember 1834.

„O. F.! Mit der Oper* gehts rasch vorwärts; der zweite Akt ist beinahe fertig. Die Arbeit wäre mir eine Gemüths-ergözung, wenn ich nur die Reime nicht so verflucht mühsam zusammenleimen müßte; ich habe in dem Technischen gar so wenig Übung, und doch hängt der Flügelschlag des Geistes so viel von der technischen Gewandtheit ab. Ich sehe schon, mein Fach sind die Novellen, die spinnst man so bequem nach der Elle herunter, wie der Taschenspieler die endlosen Bänder aus dem Ärmel. Ich bin heute muthwillig, scheint mir, und so ist es gerade recht, daß das Papier zu Ende geht, sonst müßte noch mein eigener Kopf unter die Lauge.“

B. W. an F. St.

Meran, den 23. Dezember 1834.

„O. F.! In Innsbruck hast Du für mich nichts mehr zu thun. Ich bin des Handels müde. Ich lernte bei dieser Gelegenheit Schulern kennen und bedauere, daß ich so lange eine Verbindung aufrecht erhielt, die mir stets geschadet hat.

Für immer ist mir die Lust vergangen, sie noch einmal anzuknüpfen.“

* Es ist Schalers Text zur Oper: „die zehn glücklichen Tage“ von Schindelmeißner gemeint.

B. W. an F. St.

Meran, den 24. Januar 1835.

„L. F.! — — Ich überdachte Alles mit kaltem Blute und meine nun Folgendes. Am besten wäre es, mit dem Museum ganz abzubrechen. Da aber dieses schwerlich Deinen Beifall erhält, so schlug ich Folgendes vor: Sobald Dswalds Gedichte mit Einleitung, Erklärung und Wortbuch ganz im Reinen sind, so gehe ich selbst nach Innsbruck und mache alles aus. Am besten und liebsten gebe ich dann dieses Opus dem Ferdinandeum als Eigenthum, wofern es mir eine kleine Entschädigung geben will. „Dswald und seine Zeit“ behalte ich mir für anderweitige Bekanntmachung bevor. Es gehört überhaupt nicht zu den Gedichten, und hätte ich gleich anfangs mich zu dieser Trennung verstanden, so wären tausend Schwierigkeiten beseitigt worden.“ (Vgl. S. 241.)

B. W. an F. St.

Meran, den 3. Februar 1835.

„L. F.! Usher hat mir einen sehr freundlichen Brief geschrieben und läßt Dich besonders galant grüßen. Er findet die 50 Louisd'or zwar enorm, ist aber ins Buch*

* D. h. in die oben erwähnte Handschrift der Nibelungen. Hierüber heißt es im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols 1. S. 100: Beda Weber verkaufte die Handschrift, für die er leider in unjerem Vaterlande keinen Käufer fand, um ungefähr 200 fl. an einen auswärtigen Buchhändler, dieser um 2000 Thaler nach England, von wo sie endlich um eine große Summe Geldes nach Berlin kam. Vgl. oben S. 261.

verliebt. Er deutet so ungefähr auf 25—30 Pfund Sterling. Ich schrieb ihm sogleich rückwärts und stellte den Preis etwas mäßiger: „damit er uns Tirolerfreunden stets gewogen bleibe.“ Unter anderm führt er lustig genug an: Solche Alterthümer hätten jetzt in England weniger Werth, „da eine alles umwälzende Revolution bevorstehe.“

B. W. an J. St.

Meran, den 13. Februar 1835.

„L. J.! — — Habe also mit der Unart meines vorigen Briefes Geduld wie mit vielen andern Schwachheiten, die mir ankleben. Gegen Dich ist nichts gemeint, als meine unveränderliche Liebe, die ich Dir schuldig bin, die ich Dir zugewandt, seit meiner frühesten Jugend, weil sie Bedürfniß meines Lebens und meiner Lebenslust ist. Ueber alles Uebrige ein anderes Mal. Mein Hinuntergehen die nächste Fasching unterliegt großer Schwierigkeit. Erstlich ist mir in Bozen alles zuwider außer Dir und den Deinigen. Ich habe daher nach meiner bekannten unwilligen Weise allzeit den allerschlechtesten Humor und an nichts Freude. Ich bin mir und andern lästig. Das verleitet selbst Dich zu Fehlschlüssen, indem Du wirklich meinst, meine Abneigung für alle neuere Literatur und meine Verzweiflung an den Blumen sei in der That entschieden. Für den Augenblick hast Du ganz recht, aber für mein Leben urtheilst Du ganz falsch.

Ich bin ein ganz anderer als ich gewöhnlich in

Bozen werde. Schon das Messelesen in Euren Kirchen macht mich muthlos. Ich begegne lauter verdamnten Gesichtern, die mir die Morgensuppe segnen und diese Abtödtungen mag ich mir nicht theuer in Bozen holen. Sie sind allerwärts und wohlfeil zu haben. — — Daß Deine Kinder krank sind, ist abscheulich; das fehlt an der Erziehung. Härte sie ab und lasse sie nichts studiren; das hilft für alle Gebrechen des Leibes und der Seele. Sogar das Lesenlernen nußt zu nichts als frühzeitig Liebesbriefe und Romane zu verstehen. Rousseau hat Recht."

B. W. an J. St.

Meran, ohne Datum, Mitte März 1835.

"L. F.! — — Zu Deinem Namenstage (19. März) wünsche ich Dir alles Heil. Ich hoffe dort (in Baiersberg) wieder Messe lesen zu können und werde alle Glieder des Hauses dem Herrn empfehlen. Ich ende, weil ich mit den Augen sehr hart thue."

J. Sch. an J. St.

Am Aschermittwoch 1835.

"L. F.! — — Gott sei Dank, daß heute Aschermittwoch ist; ich war die letzte Zeit des Faschings tüchtig lieberlich. Ich lebte Reminiscenzen voriger Freiheit. Es hat wohl gethan, aber die Ordnung thut nun auch wieder wohl. Meine Oper ist seit 14 Tagen fertig. Mit dem Schlusse bin ich zufrieden, dagegen ist der dritte Akt sehr matt. — — Meinem heutigen Briefe wirßt Du doch

nicht vorwerfen, er sei gemacht; — es geht darin noch ganz zu, wie auf einem Ball. Wie bin ich froh, daß mir das konfuse Leben wieder recht behagte; ich glaubte schon, der Teufel der Philisterei habe mich ganz und gar bejessen, aber Nein!

In dem lange finstern Herzen
Flammen plötzlich helle Kerzen;
Plötzlich grünt und sproßt es wieder,
Treibet neue Liebeslieder.
Wie die Flur, die öd' gelegen,
Fühlt der Blüten Keim sich regen,
Und es lacht der alte Himmel
Wild auf blühendes Gewimmel!"

W. W. an J. St.

Meran, den 14. April 1835.

„V. J. ! — — Diese Fasten war eine heilige Zeit. Vor zwölf Uhr kam ich nie schlafen. Ich machte gar keinen Besuch, erschien Abends nie beim Essen, und so konnte ich mit einer Riesearbeit (risum teneatis, amici?) fertig werden. Das Mechanische der Arbeit allein ist schon ungeheuer, dabei mußte ich Grimm oft durchlesen, sage dreimal tausend Seiten klein gedruckt oft wiederholen. Aber dafür habe ich auch in Sprache und Sprachentwicklung viel, sehr viel profitirt. Du wirst über meine Ruhmredigkeit nicht wenig ärgerlich sein, aber mit Deinem Freunde Nachsicht haben; er ist exaltirt; es ist bald zwölf, die Geisterstunde, und am Ende bleibt uns vom Leben doch nichts als der feste jugendliche Traum des Lebens,

dessen ich vollauf genieße. Ich war nie so gesund als diese Fasten, was einen Beweis liefert, wie viel der Mensch braucht, um sich zu Grunde zu richten. Ich werde Dich um Ostern mit so größerer Freude wiedersehen. — — Baiersberg steht mir als die schönste Sommermondnacht vor der Seele und zieht mich abwärts. Bozen selbst ist gräulich.“

B. W. an J. St.

Meran, den 1. Mai 1835.

„L. F.! — — Ich kränkelte die ersten Tage nach meiner Heimkunft eigentlich an meinem Magen. Jetzt ist's aber besser, obgleich nicht ganz. Mir scheint das übermäßige Essen und Trinken hat mir nicht gut angefallen. Ich halte kein Uebermaß aus.“

B. W. an J. St.

Meran, den 13. Mai 1835.

„L. F.! — — Ich habe jetzt wieder allerlei stiftischen Verdruß, der mich bisweilen im Arbeiten laß macht. Es ist doch übel, mit einem ganz gemeinen Gefindel unabwendbar zu thun zu haben.“

B. W. an J. St.

Meran, den 2. Juni 1835.

„L. F.! — — Ich habe alle Verbindung mit der Welt aufgegeben. Mich kümmert gar kein Gerede, weder Lob noch Tadel; denn die Welt ist eine Bestie ohne Sinn

und Gerechtigkeit. Daß Du deßgleichen handelst und Deine lüfternen Sinne und Gedanken von Isolde in Kunglstein abtödest, ist sehr klug und hat meinen Beifall. Wosern Du aber an meiner Geliebten Dich in Gedanken erlustigest, so wisse, daß die excommunicatio major für verstockte Sünder Deiner harret“.

B. W. an J. St.

Innsbruck, am 9. Juli 1835.

„L. J.! Ich bin sehr beschwerlich nach Innsbruck gekommen. — Die Angelegenheit mit dem Taschenbuche ist seltsam. Schuhmacher übertrug es nach Schottkus Abgang an Schuler, welcher nie daran kam. Im Unwillen darüber machte jener mir den bekannten Vorschlag, ohne davon etwas zu sagen. Als er meine Einwilligung Schülern eröffnete, machte es auf diesen einen tiefen Eindruck, obwohl er nichts dagegen vorbrachte. Bei meinem ersten Besuche war Schuler und seine Frau freundlich, aber nicht ganz zutraulich. — Aber bald kam es anders. Schuler nahm mich ins Nebenzimmer und machte mir etwas dringlich den Antrag, wir sollten das Buch mit einander schreiben. Ich lehnte dieses Anerbieten nicht ab, ohne jedoch stark hervorzutreten, weil ich mit Schuhmacher darüber noch gar nicht geredet hatte. Ich fand nun im Verkehr mit diesem den Schlüssel zur Sache und nahm im Einverständnisse mit ihm Schulers Theilnahme mit Freuden an. Er übernahm Nordtirol, ich Südtirol; dadurch ist mir ein Stein vom Herzen, die Arbeit viel

erleichtert und doch auch einige Ruhe gestattet. Wirklich scheint es, Schuler will arbeiten. — — Ich werde ihn sehr treiben. Nun klärt sich sein Verhältniß zu mir immer mehr auf. — — Gestern redete auch seine Frau vom Taschenbuche, und ich merkte leicht, daß auch sie diese Anordnung gut aufnahm. — — Ich bin der Kombination mit inniger Ueberzeugung und herzlich gerne beigetreten, weil das Buch nur gewinnen kann. Aber gearbeitet werden muß.“

Hier, am 9. Juli 1835, wird also das Buch, das später als „das Land Tirol“ ans Licht trat, zum ersten Male erwähnt. Man sieht, daß allererst Julius Max Schottky mit demselben betraut gewesen, daß es anfangs „Taschenbuch“ heißen und daß Schuler den schlesischen Professor ablösen sollte. Im Juli 1835 kamen nun Schuler und Beda Weber überein, das Taschenbuch gemeinschaftlich herauszugeben, so daß dieser Südtirol, jener Nordtirol übernehmen würde. Indessen scheint Schuler nicht viel gethan und Beda Weber bald das Ganze an sich gezogen zu haben, wobei das Taschenbuch sich in ein „Handbuch“ für Reisende umbildete. Eigenthümlich ist dabei, daß Beda von der Aufgabe überhaupt nur selten spricht, irgend eine Beschwerlichkeit der Arbeit, einen Mangel an Material und Mitarbeitern nie hervorhebt. Er redet in der kritischen Periode nicht ein einziges Mal von einer kleinen oder großen Wanderung, um Autopsie zu gewinnen oder neuen Stoff zu sammeln; er sagt auch nie, daß er sich nach Innsbruck oder anderswohin gewendet habe, um

Notizen oder Beiträge zu erhalten. Zwei Jahre darnach, also im Jahre 1837, erschien der erste Band, 800 klein gedruckte Seiten stark, dem bald die nächsten beiden, die nicht viel dünner, folgten. Die Vorrede vom 1. März 1838 — es waren nämlich mehrere Lieferungen schon vorausgegangen — sagt unter anderm: „Angeborne Liebe zu den schönen Bergen Tirols, innige Vertrautheit mit fast allen, auch den abgelegensten Theilen des Landes, mehrjährige Vorarbeit in verwandten Fächern mit der Aussicht reger Nachhülfe standen ermunternd und tröstend zur Seite, so wie nicht minder die allregsame, dankbar benutzte Theilnahme gleichgestimmter Freunde in allen Thälern der Heimath.“ Am Schlusse dankt der Verfasser auch noch dem „kenntnißreichen und willfährigen Freunde Dr. F. Schuler für die rege und werththätige Theilnahme, die er dem Buche vom Anfange bis ans Ende geschenkt.“ Trotz alle dem erscheint mir die leichte, beschwerdenlose und schnelle Genesis dieses wuchtigen, wenn auch etwas flüchtigen Wertes fast ein Räthsel.

B. W. an F. St.

Meran, den 4. November 1835.

„O. F! — — Dein Stillschweigen war mir schon lange nicht recht und es that noth, wieder einmal etwas von Dir zu hören. Ich kann ohne Dich nicht mehr leben, sei es in Liebe oder Haß, denn im Grunde läuft doch beides auf den nämlichen Gegenstand hinaus. — — An mich schrieb Schuler fast das nämliche über Schottky.

Wir scheint Schuhmacher und Schuler brauchen ihn als die dritte göttliche Person in ihrem Schlenderleben. Nach den Aeußerungen Schottkys gehts lustig zu.“

F. Sch. an F. St.

Innsbruck, am 4. November 1835.

„U. F.! Daß Weber mit Görres und Philipps umgegangen ist und sich mit großem Wohlgefallen über beide äußert, verdanke ich ihm nicht nur nicht, es freut mich vielmehr. Derlei ausgezeichnete Männer können, auch wenn sie Einen nicht zum Proselyten machen, nur bildend einwirken und sind unsere Lichterscheinungen in der dunkeln Nacht des Philistertums, das uns allenthalben umgibt. Ich wollte, es fände sich auch für mich eine Gelegenheit, ihnen näher zu treten.“

Hier, der neue Professor der Aesthetik, macht hier durch seine geistvollen und begeisterten Vorträge Aufsehen. Es ist viel Streben, besonders nach der Tiefe, in ihm, und er weiß seine Zuhörer mächtig anzuregen. Ich hoffe die besten Erfolge von seinem Wirken auf die Jugend. Wie wenig wird davon bleiben, wenn einmal die Brotstudien und dann die über alle Beschreibung dürrer und trostlosen Praktikantenjahre kommen! Ich glaube, es ist aus Furcht vor dem Ertödtenden unseres Staatsdienstes, daß sich gerade die besten Köpfe meist der Theologie zuwenden. Als wenn unsere Brigner Theologie nicht auf jedes hohe wissenschaftliche Streben wirkte, wie Schwefeldämpfe auf den Körper!“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 5. Januar 1836.

„L. F.! Ich muß Dir nur gerade sagen, daß ich über Dich sehr indignirt bin, mein Freund! Dein langes unbegründetes Stillschweigen hat mir schon sonderbare Gedanken gemacht, und nun erhalte ich heute ein Packet mit einem Manuskrifte ohne eine Zeile von Deiner Hand. Das ist von einem Menschen, der keine Amtsgeschäfte und überhaupt auf der lieben Welt nichts zu thun hat, als seinem hon plaisir zu leben, eine unverzeihliche und schmutzige Faulheit, und ich kann nicht anders, als Dir darüber tüchtig den Kopf waschen. Schämst Du Dich nicht vor Dir selbst? Sind das die Vorsätze und Versprechungen, die Du mir mehrmals mündlich machtest? Sag mir nur ums Himmelswillen, was machst Du denn die ganze Zeit, daß Du nicht einmal einen Brief an einen Freund zu schreiben die Mühe findest!“

B. W. an J. St.

Meran, den 3. Mai 1836.

„L. F.! — — Ich frage Dich um Rath, was in vorliegender Sache zu thun sei. Ich erhalte nämlich von Schuhmacher einen Brief, anscheinbar harmlos, mir aber verdächtig und ganz bedenklich. Darin heißt eine Stelle: „Zillerthal ist ohne Makel aus der Censur herausgekommen. Am Ortsregister zum zweiten Theil wird gearbeitet. Ich frage hiemit an, ob Sie sich nicht auf dem Titel als Autor nennen wollen? Ich rathe dazu!“ Ferner heißt es:

„Zugleich will ich Sie hiemit auch fragen, ob Sie nicht einverstanden sind, daß ich die Partie von Innsbruck und nächster Umgebung separat als eine Beschreibung der Stadt abdrucken dürfte. Als Buchhändlerpekulation wäre es mir nicht unkonvenable.“ Diese beiden Stellen waren mir fatal. Das erstere war mir gar sonderbar. Ich wünschte nun Deine Meinung darüber zu wissen, erstens ob ich mich nenne? und zweitens was den Schuhmacher veranlaßt haben mag, mir so wunderbar zu schreiben. Das zweite ist mehr als bedenklich. Im Vertrage ist eine solche Bedingung, daß Schuhmacher meine Einwilligung haben muß. Aber wenn ich sie so gratis gebe, wie er sie verlangt, so ist das dem Buche der größte Schaden. Viele Baiern reisen bloß nach Innsbruck und gehen wieder zurück. Von diesen kauft niemand das theure Buch selbst. Was räthst Du also? Wäre es unartig, wenn ich wenigstens die Kreuzzüge von H. N. als Honorar für diesen Entgang mir bedingte, da ich es wohl nicht ab schlagen darf, oder Kaumers Geschichte der Hohenstaufen? — — Ich bin übrigens Gott Lob dem Leibe nach gesund, aber der Seele nach ganz betrübt und zornig und menschenfeindlich. — — Unlängst sagte Basily beim Essen: „das Advokatenwesen des Streiter will auch nicht vorwärts rucken,“ und brummte nach seiner Art so unzufammenhängende Laute dazu. Kein Wort von der ganzen Gesellschaft! In der Stadt wurde ich von zwei Leuten dringend gefragt, was es mit Deinem Advokatenthum für eine Be-

wandtniß habe? Du kannst leicht denken, wie zornig und voll Haß mich das Alles macht.“

B. W. an J. St.

Meran, den 12. Juni 1836)

„Ich schließe also und empfehle mich Deiner Frau, und wünsche gute Sommerfrische und eine ordentliche Zucht für Wilhelm, daß er ein rechter Mensch und Liberaler werde.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 22. Dezember 1836.

„O. J.! — — Ich bin von Beda unwürdig behandelt worden,* allein ich hege deßhalb keinen Groll gegen ihn und habe es ihm längst vergeben. In seiner unglücklichen Stellung ist ein hohes Maß leidenschaftlicher Uebereilung und unherzlichen Mißtrauens nur zu natürlich. Was übrigens meine wenigen Korrekturen in seinem Manuskripte des Reisehandbuches betrifft, so habe ich hierüber mit ihm gar nichts zu schaffen; ich bin allein gegen Schuhmacher verantwortlich, auf dessen Ersuchen ich handelte, und der hiez zu Beda selbst unbedingte Vollmacht erhalten zu haben behauptet. Basta! — —

Die ganze Welt hier wundert sich und heißt Dich

* Die Fertigung des Reisehandbuches war, wie schon gemeldet, allmählich ganz und gar in Bedas Hände übergegangen und dies hatte zu bitteren Erörterungen geführt.

einen Narren, daß Du nach Primiero kompetirtest.* Glaubst Du denn, dort werde Dir wohlser sein, wenn Du mühselig ein paar hundert Gulden verdienst und gänzlich verbauerst und verkümmelst sammt Kindern und Kindeskindern? Ich weiß nicht, daß Deine Frau nicht geschiedter ist und wenigstens mehr Rücksicht auf die Kinder hat. Gott bessers und gebe Dir nicht, worum Du bittefst; sonst muß man Dich ein andermal unter Kuratel setzen, so oft Du einen Stempelbogen zur Hand nimmst.“

B. W. an J. St.

Meran, den 8. Januar 1837.

„L. J.! — — Noch lustiger ist Deine Klage über die Schregeipanntheit meiner Briefe. Wenn Du durch nichts anders zur Ausiprechung derselben veranlaßt worden bist als durch meine Briefe, so hast Du schlechte Beweise in Händen. Sie sind im Vergleiche mit den Deinigen noch immer sehr fleißig und erträglich. Da beiderseitige Briefe schon seit Jahren nichts behandeln als reine Geschäfte, so fällt es mir nicht ein, Liebeserklärungen und Brautscenen in den Deinen zu suchen. Wenn Du unter dem bekannten Streite den Wortwechsel verstehst,

* Nachdem Streiter seine Prüfungen überstanden hatte, suchte er eine Stelle als Rechtsanwalt. Damals dachte er also an Primiero, einen weltentlegenen Flecken zwischen dem Fleimier Thal und der Balsugana. Er wurde aber im nämlichen Winter noch nach Cavalese, dem Hauptort des erstgenannten Thales, ernannt.

der an Deinem Tische lezt hin entstanden und in der Drangerie geendigt worden ist, ein Wortwechsel wie er in Deinem Hause und in Deiner Ungenirtheit alle Tage mehrmal vorkommen kann und in meiner Anwesenheit auch wirklich sehr oft vorkommt, so gebe ich solchen Dingen stets nur ein halbständiges Leben. Darüber hinaus liegt mir nicht nur nichts auf dem Magen, sondern ich rede und schreibe auch nichts mehr darüber. Das ist mein Benehmen und wars im gegebenen Falle. Thue auch Du dergleichen — dann werden Dir die Klauen und Nachwehen schon vergehen.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, den 21. Februar 1837.

„V. J.! Webern sage, ich sei durchaus nicht ungehalten gegen ihn; wäre er, wie ich es sehr gewünscht und gehofft habe, in der lezten Vakanz hieher gekommen, so würde eine Verständigung sehr leicht geworden sein. Allein er ist wirklich ein Doppelwesen. So lieb und freundlich er im persönlichen Umgange zu sein pflegt, so bissig und alles verdächtigend ist er in seinem Briefwechsel. Es ist wirklich, als ob da oft eine andere dämonische Natur aus ihm schriebe. Die wackern Leute seines Schlages sind zu selten, als daß man leichtsinnig mit ihm brechen sollte, was nie meine Absicht war. Sage ihm, er soll in der nächsten Vakanz hieher kommen und wir werden so glückliche Tage mitjammen verleben, wie jene vor zwei Jahren waren, an die ich noch immer mit wahren Wohlbehagen denke.“

B. W. an J. St.

Marienberg, den 23. Juli 1837.

„L. J.! Ich bin wie Du siehst in Marienberg züchtig eingezogen und ordentlich, wie es sich für einen frommen Ordensmann geziemt. Ob ich nach Fleims komme, kann ich noch nicht sagen. Seine gräfliche Eminenz* scheue ich nicht, sondern ich scheue eine ganz einfach adelige Eminenz in selbstgefälliger Aufgeblasenheit, meinen und Deinen Ankläger, der mir bei geistlicher Obrigkeit die Verleumdung aufgebracht, ich halte die H***** für keine Sünde.“

B. W. an J. St.

Meran, den 5. November 1837.

„L. J.! Am wieder auflebenden Taschenbuche** nehme ich keinen Theil und die lebhafteste Indignation wohnt mir bei, so oft ich an Schuler und Schuhmacher denke. Ich werde ihnen überhaupt nicht mehr viel zu schaffen

* Graf Clemens von Brandis, damals Kreishauptmann zu Bozen, später, 1841, Gouverneur von Tirol.

** Hat anzudeuten, daß damals von einer Fortsetzung der „Alpenblumen“ die Rede war. Diese kam zwar nicht zu Stande, allein man gab die Absicht noch lange nicht auf. So findet sich ein Schreiben der J. G. Cottaschen Buchhandlung vom 11. Juni 1842, welches das von Beda Weber ausgegangene Angebot eines tirolischen Taschenbuchs mit der Begründung ablehnt, daß die Blütezeit der Taschenbuchliteratur vorüber sei und der Geschmack des Publikums eine andere Wendung genommen habe.

geben. Sie sind für sich gar nicht unbesorgt, wohl mitunter egoistisch und da bin ich ein schlechter Mensch viel zu thun.“

B. W. an F. St.

Meran, den 10. Dezember 1837.

„O. F.! — — Nach Bozen komme ich vor Ostern schwerlich. — — Dich sähe ich gern, denn ich hänge mit Leib und Seele an Dir und Deinen Kindern, wie wohl kaum an meiner eigenen Seele. Aber der Aufenthalt in Bozen ist mir allzeit schmerzlich. Deine Frau ist gestorben, ihre Freundlichkeit, ihre herzliche Güte hat mich beim Eintritte stets vieles vergessen machen außer dem Hause. Sie ist gestorben und die leere Stelle thut mir weh. — — Sodann bin ich nicht mehr meiner selbst fest seit Giovanellis letztem Angriff. Deine Verhältnisse zu ihm haben sich wenigstens pro foro gänzlich verändert, meine verschlimmert. Wer kann mich sicher stellen vor neuen Angriffen? — Es ist mir überhaupt ganz bitter, so oft ich nur an ihn denke oder seinen Namen nennen höre.“

B. W. an F. St.

Meran, den 21. Mai 1838.

„O. F.! Dein Brief hat mich wieder ganz getröstet. Mir ist hie und da ein Wort von Dir zum Lebensbedürfnisse geworden, so kurz es auch sein mag. Ich suchte mittler Weile einige Deiner ältern Briefe heraus und unterhielt mich so gut es gieng. Mit Deiner Ansicht

über Johanna vom Kreuz* hin ich vollkommen einverstanden. Ich werde mir alle Mühe geben, so deutlich zu sein, daß mich alle leicht verstehen, und die Handschrift Dir zur Einsicht mittheilen, wobei es Dir dann freisteht, Verbesserungen im Ausdrucke anzubringen. — Sie hat Visionen wie die Emmerich, aber viel geistreicher und liebenswürdiger. Man kann sie nicht so im Dunkel lassen. Es ist freilich nicht alles mittheilbar, aber es läßt sich eine sehr lesenswürdige Zusammenstellung machen. An Stoff fehlt es nicht."

B. W. an J. St.

Meran, den 4. September 1838.

„L. F.! — — Schuler hat gegen Dich nicht das mindeste. — — Daß er gegen Giovanelli erbittert ist, kann und will ich nicht läugnen. Man muß aber Schulern nur kennen, um zu begreifen, daß er einen rasenden Zorn nicht hat. Dazu fehlt ihm vor allem die Kraft, sodann wirklich auch die Böswilligkeit. Sein gutmüthiges Wesen ist in der Regel ohne Grenzen. — — Den Angriff Giovanellis auf ihn haben Leute von allen Farben mißbilliget, nicht des Schulers, sondern des Angreifenden wegen. Ich wünsche nichts herzlicher, als daß ein Schritt zurück geschehe. Dazu soll aber Giovanelli selbst den ersten Schritt thun.

* Erste Erwähnung des Buches, welches unter dem Titel: „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit“ im Jahre 1846 bei G. F. Manz in Regensburg erschienen ist.

Ich glaube wirklich, daß er moralisch genug ist, ihn zu thun. Das allein kann helfen.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 26. September 1838.

„O. J.! — — Es ist ein süßes Gefühl, ungestraft fremde Ehre meucheln und einen Menschen zermalmen zu können, den man nicht zu seinem Helfershelfer machen kann, weil er nicht heucheln will. Das ist der wahre Grund der Verfolgung Giovanellis gegen mich! — — Herr von Giovanelli mag gegen mich noch so leidenschaftlich erbittert verfahren, er wird dadurch nichts anderes bewirken, als mich zu kränken, dagegen aber auch zu seiner eigenen Unehre seine leidenschaftliche Hestigkeit immer mehr zur Schau stellen — eine Hestigkeit, die jedes Maß und jedes Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl überschreitet, wenn sie einmal aufgeregt ist. Sein Zorn gegen mich kommt daher, daß er glaubt, sich in mir getäuscht zu haben! Das verzeiht ein eitler Mann nie. Er hoffte in mir ein williges Werkzeug zu finden und mich immer fester an seine Partei zu ketten, darin hat er sich getäuscht. — — Für das, was er vor sieben Jahren für mich gethan hat, bin ich ihm immer dankbar gewesen, allein meine Ueberzeugungen kann ich diesem Gefühle der Dankbarkeit nicht opfern. Ich hasse alles Parteimachen, am meisten aber in religiösen Dingen. Ich habe zu viel Ehrfurcht vor der Religion, als daß ich glauben könnte, sie bedürfe zu ihrer Stütze solcher Winkelzüge. Daher

ist mir auch Giovanellis Treiben nie löblich erschienen, abgesehen von seinem leidenschaftlichen Haffe gegen die Gegenwart, den ich nicht theilen kann. — Die jathrischen Sonette gegen Giovanelli sind nicht von mir: Kränkungen, wie er sie mir zugesügt, rächt man nicht durch Sonette. Sie sind von einem Manne, den G. durch brutale Aeußerungen, wie sie seinem Uebermuthe nicht allzufremd sind, zu dieser Rache reizte.* — Wenn Beda Weber, den ich immer mehr lieb gewinne, nach Bozen kommt, so laß ihn diesen Brief lesen. Er hat zwar nie davon geredet, daß ihm solcherlei Gerüchte zu Ohren gekommen; allein ich zweifle nicht daran; und deßhalb liegt mir daran, daß er von mir keine schiefe und irrige Ansicht hege.“

B. W. an J. St.

Meran, den 8. Oktober 1838.

„J. St.! Daß Du nun die Korrespondenz mit Schuler auf meine Rechnung fortführst, dagegen muß ich Einrede thun. Ich kann und will nur meine eigenen Briefe beantworten und das habe ich an Schuler auch ausdrücklich geschrieben. Ich glaube nicht, daß etwas Gutes herauskommt, wenn Du alle und jede Rede der zutraulichen Freundschaft auf eine Art mißbrauchst, die jeden Einfluß meinerseits rein unmöglich macht. Das in Bezug auf

* Sie sind von J. Senn, über welchen das Wiener Literaturblatt, 2. S. 707, eingehender spricht.

Schuler. Es kann sein, daß man auf Deine Weise Leute belehrt, ich aber zweifle aus Erfahrung. — — Was Du Geradheit nennst, ist ein Prügel ins Gesicht, und von diesem kann und darf ich nichts wissen. — Du hast einen gewaltigen Lärm über meine undeutliche konfuse Schreibart. Man gibt mir sonst das Gegentheil schuld, und ich bin sogar ein klein wenig stolz auf den Vorwurf, daß alles auf die äußerste Schneide gestellt sei. — Zum Ueberflusse also sei Dir noch eingestanden, daß ich an Dir oft eine Geschmeidigkeit bemerke, deren ich unfähig bin, und die in Erinnerung zu bringen, berechtigt mich nur der Stand der Anklage, in den Du mich zu verlegen beliebest. Da Du mir meine vermeintlichen Fehler so scharf vorhältst, darf ich wohl auch Dich, den Mann aller Vollkommenheiten, dem nie auch das mindeste Fehlerchen anklebt, erinnern, daß man nur mit eigenen Augen allzeit recht sieht und nur vor sich selbst allzeit Recht hat. Da ich nun obendrein vierzig Jahre alt bin, so wirst Du vergeblich das Beugen meines kleinstädtischen Rückens nach dem unvergleichlichen Augenmaße Deiner großstädtischen hochherzigdenkenden Holzpantoffelherrschaft einrichten wollen. Gib das auf, es bleibt doch wie es ist. — — Ich konnte oft nicht begreifen, wie wir Freunde sein können, soviel hast Du in den allerschärfsten Ausdrücken ganz unerbittlich in der hundertsten Auflage an mir auszuüben. Wer Dich von mir reden hört, war oft erstaunt, statt meines Freundes einen Scharfrichter der allergenauesten Art gegen mich anzutreffen, und bloß in der heutigen

Stimmung sage ich Dir, daß man sich in Bozen in wohlbekanntem Kreisen darüber lustig macht. Wie ist aber da zu helfen? Ich bin verliebt, unglücklicher Weise nicht in die G—r, sondern in Dich, der alle diese Gräueltathen gegen mich ausübt. — — O, dieser Pius ist auch ein höchst fehlerhafter Mann, dem ein paar Duzend Verweise noth thäten. Er hat unter anderm die unverzeihliche Grobheit, als Individuum eine eigene, oft von Dir abweichende Meinung zu haben. Zur wohlverdienten Strafe soll man ihm nichts mehr leihen, man soll ihn im Thurm zu Saltaus einsperren. So wills jeder, welcher den Samen des Depotismus, der Geisteshyrannei erzieht und außer seiner Meinung gar nichts gelten lassen will auf Erden. O, dieser Pius, dieser Todfeind aller Bildung, aller Aufklärung! Indem ich Dir dieses alles zu wissen mache, fordere ich Dich auf, diesem Gräuel eigener Meinungen schnellstens ein Ende zu machen.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 27. Oktober 1838.

„L. J.! — — Ob wahr ob falsch; wie weit wahr oder nicht, das kümmert Dich nicht, Du hältst Dich fest an die Ueberzeugung: es kann nicht anders sein.*

* Es handelte sich um eine wahrscheinlich sehr unschuldige Galanterie, die man Schulern damals nachsagte. Giovanelli, Streiter, Beda Weber fuhren ihremwegen mit gleicher Furie über ihn her.

Es muß einmal so sein, wie jene sündenhungrigen Bozner Sympochanten gesagt, ergo muß alles, was ich Dir schrieb, „kalte Lüge“ und Falschheit sein. Das böse Boznerblut kannst Du doch nie verläugnen, wenn Du Dich auch im Ganzen ferne hältst von jenem nichtsnutzigen Pöbel, der so freudige Jagd auf fremde Schwächen macht, um sich die eigene Gemeinheit nicht vor Augen halten zu dürfen. — — Ich halte es für Gemeinheit der Gesinnung, nur im Nothe wühlen und sich nicht an das bessere Element, das überall vorhanden ist, wenn man es nur finden will, halten zu wollen. Darum gebe ich auch keinen Pfifferling um G.'s und seiner Gesinnungskonsorten Frömmigkeit, denn eben weil sie Alles verdächtigen, überall Sünde und Gemeinheit voraussetzen, zeigen sie klar, daß der Zusammenhang ihres Innersten mit Sünde und Gemeinheit viel fester ist, als der mit dem Edlen und Hohen. — — Unter anderm, man erzählte mir nun schon wiederholt, Du seist unter die enragirten Frommen gegangen. Was ist daran? wie steht es eigentlich mit Dir? zu welcher Fahne gehörst Du? das sind Fragen, um deren offene Beantwortung ich Dich bitten möchte, damit wir uns in Zukunft leichter verständigen.“

B. W. an F. St.

Meran, den 8. Dezember 1838.

„L. F.! Ich melde Dir den Empfang der Lebensquelle.* — Soweit ich gelesen, kann ich nicht umhin, weit

* Siehe oben S. 109.

mehr Geist und Poesie anzuerkennen, als ich erwartet habe. Von Epigrammen und Spott, wie ich nach Deiner Erklärung erwarten zu müssen glaubte, finde ich bisher nichts Tadelnswerthes. Das Ganze ist überhaupt nicht epigrammatisch. Ich finde darin so viel Bezug auf mir theures Leben, Unvergessliches und Unzerstörbares, und kann und will nicht läugnen, daß ich dadurch auf die beste Weise aufgefrischt worden bin. Ich freue mich wie ein Kind, Dich um Weihnachten länger zu sehen und mich fürs Leben zu restauriren. Die Huldigung* ist jetzt schon bis über die Hälfte der Reinschrift vorhanden. — — Dann gehe ich an Johanna vom Kreuze, und die widme ich Dir, nicht dem Mazetti,** wie Dein Onkel meint."

B. W. an F. St.

Meran, den 11. Dezember 1838.

„V. F.! Ich muß feierlich gegen Deine nicht redlichen Citationen aus meinen Briefen protestiren. Daß

* Kaiser Ferdinand war 1838 zur Erbhuldigung nach Tirol gekommen und allenthalben mit großen Feierlichkeiten aufgenommen worden. Beda gab nun die Beschreibung derselben sammt allen Anreden und Erwiderungen, Aufzügen, Festessen und Feuerwerken als „Denkmal der Erbhuldigung in Tirol“ in ganz höflichem Stile heraus. Wenn dies der gute Schuler gethan hätte! Vgl. S. 228.

** Anton Freiherr von Mazetti, geboren zu Trient 1784, gestorben 1841 zu Mailand, einst Präsident des Appellationsgerichts der Lombardei, ein feingebildeter, hochverehrter Mann. S. v. Wurzbachs Lexikon.

ich in der Lebensquelle mehr Geist und Poesie gefunden, als ich erwartet habe, ist wahr, aber daß ich Dir Geist und Poesie abspreche, ist eine Kalumnie. Daß ein Buch unsere Erwartung übersteige, ist unerläßliche Bedingung des Wohlgefälligen. Stets, wo mir etwas gefällt, habe ich mehr gefunden, als ich erwartet, so im Anastasius Grün und Magerath, mit denen Du Dich doch vergleichen lassen wirst, in allen Gnaden. — — Es sind im Briefe noch allerlei Unehren auf mich enthalten, ich widerlege sie aber nicht, sie sind mir sogar lieb als Zeichen Deiner Liebe. Wie ich mir herausnehme, Dir das zu sagen, was ich sonst keinem sage, so lasse ich mir auch Alles gesagt sein. — Vater Superior wollte mir durchaus eine Predigt auf den Stephanstag auflegen, aus Furcht ich könnte verreisen. Ich hatte aber den Starkmuth, sie standhaft abzulehnen, und das ist bei meiner Gemüthsart kein Kleines, woraus Du unzweifelhaft ersiehst, wie lieb ich Dich habe und Deine Kinder und Kapeller Manni und Alles. — — Ich bin jetzt ganz wohlgemuth; die „Fuldigung“ hat mich ganz erdrückt. Nun bin ich aufgetaucht und der Sache Meister, es geht alle Tage unverrückt ans Ziel. Du stehst mir beständig wie im Geist als Censor vor Augen und deine strengen Worte klingen und singen mir schon in den Ohren. Dein letzter Brief hat mich übrigens ganz gerührt durch die Schilderung freudelosen Lebens. Laß das Licht leuchten, Freund, und schau mich an! Ich stehe auch allein und habe keine Seele für mein übervolles Herz und muß allzeit mit mir selber reden.“

W. W. an J. St.

Meran, den 3. Januar 1839.

„L. F.! Die kleine Ankündigung, welche über Dein famosjes Werk dem Tiroler Boten beigelegt war, wahr- scheinlich von Schulers Hand, ist Beweises genug, daß meine Ankündigung nicht angenommen werden wird. Ich höre hier nichts, nur geheimnißvolles Flüstern, das mir nicht günstig scheint. Besonders spielt Basili nicht die beste Rolle. Ich habe es Dir aber früher gesagt. Mit Menschen ohne allen Charakter muß man nichts anfangen. Schuler, der mir früher so fleißig schrieb, daß sein Schreiben Dir verdächtig ward, hat nun ganz aufgehört, seit ich ihm das Skandal der Truhsfonette auf Giovanelli gemeldet. Mir ist nun sein Brieffschreiben ganz klar; er wollte nur wissen, wie es abgeht, was er angeponnen. Nun das vorüber ist, ist auch sein Brieffschreiben aus. Mir ist auch nicht viel drum. Ich kann ihn nicht achten und ich bin fest entschlossen, keine nähere Verbindung mehr mit ihm zu machen. Nur schade, daß er Redakteur der Zeitung ist und man in dieser Beziehung doch oft anstoßen muß.“

W. W. an J. St.

Meran, den 14. Januar 1839.

„L. F.! Es war mir eine gewaltige Neuigkeit, daß Dein Drama so entsetzlichen Aufruhr angerichtet hat. Nun weiß ich aber nicht mehr, wo der Menschenverstand hingekommen ist. Ich finde überall die größte Allgemeinheit,

keine Anspielung, wo andere das Gegentheil wittern. Fast möchte ich Basilis Spruch anwenden: *Castis omnia casta*. Man muß wahrhaftig gewaltig eitel sein, wenn man meint, es könne gar nichts geschrieben werden von Andern ohne persönlichen Bezug auf die sich überall selbst hineinsetzende Person. Meine Anzeige wird mit dem Freitagsposttag richtig abgehen. — — Mir schiene es am besten, Du giengest selbst zu Giovanelli hin und sagtest ihm, was Du gehört, und suchtest ihn auf andere Meinung zu bringen. Ein Zerwürfniß um nichts und aber nichts, sähe ich hier sehr ungerne. Und Giovanelli läßt sich mündlich leicht berichtigen, weil er im Grunde selten bösen Willen haben kann.“

Hier ist nun ein Brief unsres Streiters an seinen Veda Weber vom 17. Jänner 1839 einzuschalten. Er fand sich als Konzept verstreut unter den andern Papieren und lautet:

„Lieber Freund! Es ist mir sehr lieb, wenn Du mit Deiner Anzeige der Lebensquelle zu Tage kömmt, denn der Bozner Pöbel versteht sie nicht. Die eiteln Klatschhaften Narren meinten, sie müßten alle persönlich drin vorkommen, die ganze Stadt müßte durchgezogen sein, auf Klatschgeschichten müßte es tausend Anspielungen enthalten, kurz sie erwarteten einen *Kleinstädter Hauptspäß*. Davon ist nun keine Silbe darin zu finden. Das Drama spielt in geistigen Regionen, die ihnen völlig fremd sind und die ihnen albern vorkommen, eben weil sie selbst

keinen Geist haben. Sie nennen's daher nur schlechtweg: „das kühle Brännl.“

Baron von Giovanelli scheint das Stück allerdings verstanden zu haben und daß die Scene zwischen dem Schah, Astrologen und Hofnarren eine Anspielung auf die Träumereien der Mystik enthält, ist klar* und bin ich weit entfernt zu läugnen. Er wird auch nicht so dumm gewesen sein, sich selbst, wie Du meinst, hineinzusetzen, sondern sieht sich durch Verispottung der Fahne, zu welcher er geschworen, verhöhnt. Eine Annäherung an ihn ist unter diesen Umständen unmöglich und würde, mein' ich, nur zu größerer Spannung führen. Du als Dritter und als zweiter Demosthenes kannst hier etwas wirken und es wird daher gut sein, wenn Du wenigstens auf einen Tag der Fastnachtsferien herabkömmt.

Der Stimme des Böbels aber eine andre Richtung zu geben, wird eine erläuternde Anzeige im Boten, die sich über das Verständniß, Sinn und Deutung des Märchens verbreitet, sehr geeignet sein. Selbst Vater Dismas, der Direktor der hiesigen Humaniora, erklärte, nicht erfassen zu können, was ich damit gewollt habe, und scheint nur ein paar „lascive“ Stellen, die er hiebei hervorhob, begriffen zu haben. (Hört!) Ich wiederhole deßhalb meine Bitte.“

* Die Anspielung ist aber so versteckt, daß sie wohl nur dem Verfasser klar geworden ist.

B. W. an F. St.

Meran, den 18. Januar 1839.

„L. F.! Dein Brief hat mich wieder beruhiget. Ich sehe, daß die Sache viel besser ist, als Dein voriger gesagt hat. Der Vorwurf, daß es etwas schwer ist, aus der Lebensquelle den wahren Sinn herauszunehmen, ist nicht ganz grundlos. Das sage ich aber nicht. Ich rücke im Boten nur das ein, was ich darüber im Guten meine, stelle den Sinn heraus, wie ich ihn gefunden, und sage auch nichts von der lasciven Scene.* Im Vertrauen gesagt, weiß ich wahrhaftig nicht, warum Du sie hereinziehst, außer etwa um die Buhlschaft mit der reinen Liebe in schneidenden Kontrast zu bringen. Was den Spott über die Träumereien der Mystik betrifft, so ist er allerdings vorhanden, fast etwas zu breit, aber so unbestimmt und allgemein, daß keine Menschenseele sich dadurch getroffen fühlen kann, außer sie ist ohne Verstand. Ich sende heute mit dem Postwagen die kurze Anzeige.“

B. W. an F. St.

Meran, den 23. Januar 1839.

„L. F.! — — Hier habe ich von der Lebensquelle kein Wort gehört. Nur scheint mir, B. Albert weiß

* Ein paar verßische Marketenderinnen scherzen da nicht gar zimperlich mit dem Hofastrologen und andern. Die Scene ist sehr bald vorüber und was sie bedeuten soll, habe ich eben so wenig gefunden, wie Beda Weber. Freilich ist mir der Sinn der ganzen „Dichtung“ verschlossen geblieben.

davon. Wahrscheinlich erhielt er den Auftrag, mich zu beobachten, was ich allenfalls darüber sage, ich habe aber nichts gesagt. Die Lebensquelle wird bei unserm Publikum nie Zug bekommen. Unter hundert Menschen ist kaum einer, der sie versteht. Daher ist eine Anzeige von mir auch bedenklich. Anstatt die Sache gut zu machen, fürchte ich sehr, daß ein neuer Sturm entsteht. Ich fordere Dich daher auf, mir mit umgehender Post zu sagen, ob es nicht vielleicht gar gescheidter ist, wenn ich meine Anzeige sistire? Ich persönlich halte es für ausgemacht, daß eine Geschichte herauskommt, die Dir und mir nichts nützt. Besser möcht' es sein, wenn eine solche Anzeige zuerst in ein österreichisches Journal eingerückt wird und von dort überwandert ins Tirolische. Das lege ich Dir in aller Wahrheit vor; ich bin sehr bereit andere Meinung anzunehmen, wenn ich sehe, daß die meinige nicht haltbar ist.“

B. W. an J. St.

Meran, den 1. Februar 1839.

„L. J.! — — Sonst habe ich auch gar nichts gehört, nur bemerkt, daß Basili nach dem Empfange des Buches mit P. Albert mehrmal verkehrt hat. — — Ich bin seit einiger Zeit nicht ganz gesund. Ich halte das Essen und Trinken des Klosterlebens nicht aus. Darunter hat auch meine Thätigkeit gelitten und das macht mir mehr als Alles. Mir ist die ganze Welt verhaßt. Ich ersichauere, wenn ich an einen Besuch denke, geschweige, daß ich ihn mache. Ich will sehen, wohin dieser Welt-

abſcheu führt. — — Von Innsbruck alles ſtille. Es iſt jezt Faſching, alles todt für die Pflicht, alles lebendig für die Sünde.“

B. W. an J. St.

Meran, den 25. Februar 1839.

„L. F.! Beim Weggehen von Bozen habe ich Dich ganz unruhig verlaſſen. Du warſt ſo ſonderbar. Ich bemerkte ſehr fleißig, daß Du beim Eſſen ſehr wenig Wein getrunken, und Du warſt wie verhext. — — Ich muß es Dir aufrichtig ſagen, ich wünſche Dir alles Gute und Heilige und bitte Dich, ſei mir nicht wieder ſo erſtaunlich weltverhöhnend.“

B. W. an J. St.

Meran, den 27. Februar 1839.

„L. F.! Herr von Wintler erzählte ſeiner Mutter, daß man in Bozen allgemein glaubt, Du hätteſt Dich ſehr kompromittirt durch Deine närrische Arbeit. „Daß Dichten ſollteſt Du wohl ſein laſſen, dazu fehle Dir gar vielerlei.“ Er ſelbſt kennt die Sache gar nicht und redet wie ein Blinder von den Farben. Frau von Wintler war darüber ſo begierig geworden, das famoſe Buch* zu leſen, daß ich nicht umhin konnte, es ihr zu leihen. Da wußte ſie denn, wie zu erwarten ſtand, nicht wo aus und

— — — — —
* Beda nennt die Lebensquelle immer: Buch, obgleich es nur ein dünnes Heftchen von vier Bogen iſt.

wo ein, kurz, verstand gar nichts. Darüber ist sich nicht zu verwundern. — Die Anzeige von mir ist sehr kurz. Sie enthält bloß die Orientirung, so wie ich das Drama aufgefaßt, und lobt die Wahl des geistreichen Stoffes. Ich werde sie natürlich nicht zurücknehmen. Sie kann Niemanden wehe thun. Wie es aber draußen steht, weiß ich nicht recht.“

B. W. an J. St.

St. Martin*, den 24. Oktober 1839.

„O. J.! Was ich mit Deinem Briefe machen soll, weiß ich wirklich nicht recht. Als Wig ist er mir zu wenig witzig, als Spott höchst ärgerlich und unanständig gegen Deinen ältesten Freund. Ich nehme ihn als eine Deiner Unarten, womit Du Deine Liebe zeigen willst. —

Zugleich, aufrichtig gesagt, mußt Du Deine Forderungen überhaupt herabstimmen. Wenn ich in Bozen Niemanden, namentlich Giovanelli, nicht besuchen soll, so kann ich unmöglich hinabgehen. — Deine Vorwürfe über meine Besuche sind mir dann allzeit lästig und verbittern mir die Anwesenheit in Bozen. Du weißt nun alles, was mir anliegt. — Widme mir auch einmal einen Tag und komme nach Saltaus.** Es freute mich

* St. Martin in Passeier, wie oben erwähnt, eine Pfarrei, die ebenfalls das Stift Marienberg zu besuchen hat. Beda hatte damals dort Aushilfe in der Seelsorge zu leisten.

** Ansig und Wirthshaus am Anfang des Passeierthales.

sehr. — — Ich komme dann hinaus, und wir können einen Tag verschwägen.“

B. W. an J. St.

Meran, den 14. November 1839.

„L. J.! Ich danke Dir zuvörderst ganz ergebenst für Deine Liebe und Freundschaft, die Du mir abermal auf meiner Bozner Reise erwiesen hast. Auch dem Fräulein Ranni meine Erkenntlichkeit für alles Liebe und Gute. — — Als ich von Bozen heimkam, fand ich ein Schreiben von Brigen vor, worin der Fürstbischof mir seine Zufriedenheit mit dem Reisehandbuche melden läßt. Er reise jetzt mit mir durch ganz Tirol, und ich sei ein guter Begleiter von viel Genuß und Aufklärung für ihn; er gratulire, daß das Werk so gut ausgefallen sei. Ich werde nächstens dem Fürstbischöfe selbst meinen Dank sagen. — — Auf dem Platze in Bozen vor dem Einsteigen hast Du unter anderem gesagt, Schuler und ich hätten in Betreff einer Wiederverehlichung falsche Vorstellungen von Dir. Ich lasse mir die Zusammenstellung mit Schuler nicht gefallen. Seine Ansicht in diesem Punkte ist nie die meinige gewesen und wird es nie werden. Sie ist mir zu sinnlich und gemein. Meine letzte Anfrage an Dich war Mitgefühl; Du kamst mir einsam vor und bist doch sonst so gefühlvoll und theilnehmend. Ich bin geneigt zu glauben, daß es keine Einsamkeit für den Geist gibt bei Auserwählten.“

B. W. an J. St.

St. Martin, den 12. April 1840.

Unter diesem Datum erscheint ein langer, zwei Quartseiten umfassender Brief, reicher als die vorhergehenden und nachfolgenden an Beschwerden, Vorwürfen, Anklagen, welche Beda Weber gegen seinen Freund zu Baiersberg richtet. Die Philippica mag wohl um so eher bei Seite bleiben, als die Thatsachen, die sie hervorgerufen, gar nicht ans Licht treten. Klar ist nur, daß ersterer in großer Gereiztheit beweisen will, letzterer wisse ihn weder im persönlichen Umgange noch in seiner Abwesenheit so zu behandeln, wie er es verdiene.

B. W. an J. St.

St. Martin, den 13. April 1840.

„L. F.! — — Daß unsere Differenz ausgeglichen sei, kann ich leider nicht sagen. Sie ist erlediget, ja! Aber weiter nichts. Ich muß die Sachen nehmen, wie sie sind, zu streiten habe ich weder Lust noch Zeit. — — Uebrigens wirst Du bei mir stets die wohlwollendsten Gefinnungen antreffen und auch im herbsten Momente werde ich nie Gleiches mit Gleichem vergelten. Das ist mein letztes. Ich komme nie wieder darauf zurück.“

J. Sch. an J. St.

Innsbruck, am 18. Mai 1840.

„L. F.! Deinem Wunsche gemäß habe ich zwischen Dir und Beda eine Art Vermittlung ausgeführt; es hätte

indessen derselben kaum bedurft, da Beda trotz allen Mißverständnissen und von Dir empfangenen Stößen Dich innerlich im Herzen immer gleich liebt und mir über Eure gegenseitige Annäherung erfreut zu sein scheint.

Wenn Du jedoch ein Freundesverhältniß mit Beda oder überhaupt erhalten oder auf würdige Weise kultiviren willst, so empfehle ich Dir dringend Ciceros Buch de amicitia zu studiren, und bis Du dazu Zeit findest, einige Bemerkungen von mir wohl aufzunehmen und zu erwägen. — — Beda hat Dich, wie ich mich neuerlich wieder überzeugte, herzlich lieb; Du mußt ihn sehr arg malträ-tiren und weder sein Herz noch seine Stellung nach Außen im geringsten respektiren, wenn er sich einmal nothgedrungen glaubt, einen Bruch mit Dir zu riskiren. Sei also künftig vernünftiger und milder; Du bist selbst guten Herzens und Sinnes, aber Du hast eine Kruste von Verbheit um Dich gezogen, die zu durchbrechen — wenigstens ohne Verletzung — selbst Deinen besten Freunden sehr oft schwer möglich wird. Warum setzest Du Dein Innerstes nicht mehr in Harmonie mit dem Außern? Du hast die zartesten Empffindungen in Deiner Brust; es wäre der verdamulichste Egoismus, wenn Du glaubtest, Gott habe sie Dir nur um Deinet willen dahingepflanzt, nicht auch um derjenigen Willen, die Dir in Liebe und Freundschaft nahen. Ich kann mir überhaupt eine wahre Poesie des Herzens, die sich nur egoistisch in sich verschließen oder nur in Tintenschwärze ergießen, aber nie ins Leben treten will, gar nicht denken.

Nun habe ich sattjam gepredigt; es sind nur Winke; verstehst Du sie, gut — so wirst Du sie auch beherzigen; wenn nicht, in Gottes Namen! Ich meine es wenigstens ehrlich und bestrebe mich täglich, offen und mild zu sein.“

F. Sch. an F. St.

Junsbruck, den 27. Juni 1840.

„L. F.! Deine beiden Briefe waren mir sehr erfreulich, weil sie eine Milde der Gesinnung offenbarten, die ich bisher nicht selten schmerzlich vermisse. Für den Mann gibt es keine größere Tugend, als Milde und Besonnenheit, mit Kraft und Selbstständigkeit des Charakters gepaart. — Was nun Dein Verhältniß zu Beda betrifft, so ist meine Ansicht diese: Vor Allem horche auf kein fremdes Geschwäg, und wenn Dir etwas zu Ohren kömmt, so ignore es, oder deute es, auß tiefste in Bedas Persönlichkeit eingehend, zum Besten. An Beda haben die Verhältnisse — die ungünstigsten und verdampfendsten, unter deren Einfluß eine Geistesentwicklung gestellt werden kann — vieles verkrüppelt, aber im innersten Kern ist er gesund und kräftig. Am schmerzlichsten fällt mir die — ich weiß nicht ob richtige — Bemerkung, daß er mir auf dem Wege scheint, die schöne Freiheit und Unabhängigkeit seines Geistes einzubüßen. Der so lange durch die Ungunst seiner Stellung zurückgedrängte, immer heimlich ersehnte Reiz geselliger Verhältnisse und geselligen Einflusses dürfte vielleicht die gefährlichste Klippe für seinen unabhängigen Charakter werden. Nur die Freundschaft,

im edelsten Sinne des Wortes, kann ihn vor dieser Gefahr warnen und retten; darum ist es auch ihre heilige Pflicht, nicht von ihm zu lassen, über alles Kleinliche wegzusehen und sich nur an das Wesen, das edle und geistreiche, zu halten. Alle Neckereien und Körperleien, alles Zwischenreden Dritter führen nur zum Unheile. Den Freund stelle Dir vor in schönster Beleuchtung (wir stellen ja auch ein liebes Bild in das schönste Licht) und wenn Du Dir dieses Bild wieder recht vergegenwärtigst, wenn Du Dich an seinem milden Schimmer erwärmt hast, dann schreibe ihm und reiche ihm die Hand, als ob nie ein Mißverständnis obgewaltet hätte. Du kannst es jetzt thun; denn Du bist dazu in der rechten Stimmung; Du sollst es thun, denn es handelt sich um eine Pflicht der Freundschaft und Du wirst es thun, damit gewisse Leute nicht den Triumph haben, sich ein so lange dauerndes, so enges Freundschaftsverhältniß aufgeopfert zu sehen. — — Lebe wohl! Lies fleißig, schreibe fleißig; der Teufel hole Dich, wenn Du alle Deine schöne Zeit nur auf Rabulistendienste und Geldscharren verwendest!“

B. W. an J. St.

St. Martin, den 18. September 1840.

„L. F.! — — In Erwiderung auf Deinen frühern Brief, so ist niemand bereitwilliger alles zu vergessen als ich. Unsere Mißverständnisse nutzen nur unsern Feinden und es ist nach so langer Zeit treuen Einverständnisses auch in sittlicher Beziehung ärgerlich. — — Von meiner

Thätigkeit ist nichts merkwürdig als: „Tirol und die Reformation“ — druckfertig, eine Darstellung jener ekstatischen Seelen, die in Tirol für die katholische Religion gegen den Protestantismus im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert gearbeitet haben, etwa 36—40 Druckbogen gebend. („Giobanna“ fertig, aber noch hier. Ich habe nebenbei viele lyrische Gedichte gemacht, so daß Pässeier für diese Art Herzerguß am fruchtbarsten war. Oswald von Wolkenstein kommt heuer endlich auch wieder an die Reihe; kann aber kaum früher als bis im Sommer fertig sein, da eine neue Handschrift viele Arbeit macht. Ich bin hier einsam und nach meiner Art auch oft trübe gestimmt und habe ganz gegen meine frühere Gewohnheit oft nicht viel Freude am Leben. Du bist mir dabei oft eingefallen. In Meran sind meine Kollegen sehr entzweit. Gut, daß ich weg bin. Das allein hat mich noch nie gereut. Wenn ich aber bedenke, mit wie wenig Menschen man auf Erden ein geschiedtes Wort reden kann, so macht es mich völlig unsinnig.“

B. W. an J. St.

St. Martin, 10. November 1840.

„L. F.! — — Dein Brief ist an einigen Stellen etwas spießbürgerlich, verzeih[!] mir den Ausdruck. Ob man mich in Meran achtet oder nicht, gilt mir glücklicher Weise gleich. Du redest von Dingen, die Dir völlig unbekannt sind und ihrer Natur nach und bei meinem Gefühl auf ewig unbekannt bleiben werden. Ich könnte

zweitens nur ein Narr sein, wenn ich vielen Werth auf meine Gedichte legte. So kann P. Basili und Pius reden, d. h. unpoetische Seelen, die ihre eigene Poesie überschätzen.“

B. W. an J. St.

St. Martin, den 8. Dezember 1840.

„E. J.! Den Staffler* erhielt ich zu meiner Kon-
solation. Ich erhob ihn selbst auf der Post in Meran;
man lachte mir laut ins Gesicht über den Titel und ich
natürlich mit. Ich erkenne darin gerne Deine Liebe zu
mir, denn nur gegen Geliebte erlaubt man sich solche, an
sich sehr unschuldige Scherze. Indeß muß ich doch für
unsere baldigen Vierziger den freundlichen Wunsch hier
ausdrücken, daß wir unser enges Verhältniß nicht auf
diese Weise der kalten verruchten Welt preisgeben* — —
Uebrigens grüße ich Dich, liebster Freund, mit heiliger
Zunigkeit als einen der wenigen Edlen und Freien, die in
der ekleen Gemeinheit dieses Lebens nicht allen Gottesadel
eingebüßt. Ich liebe Dich deßhalb mit unauslöschlicher
Vorliebe und Zärtlichkeit und fühle minder den Druck
der Gegenwart, weil ich mich an Dich anschließen und
Deiner Liebe mich freuen kann. Auch an Deine Freundin

* Tirol und Vorarlberg, historisch und topographisch von
J. J. Staffler. I. Theil Innsbruck 1839. S. oben S. 8.

* Es war schon früher vorgekommen, daß Streiter den
Freund durch komische Titulaturen auf den Adressen zu necken
sich erlaubte. Wie weit der Scherz gegangen, ist nicht anzugeben.

Anna von Kapeller denke ich mit Liebe und herzlicher Ergebenheit, denn auch sie gehört unserer Geistesrichtung an und hat Muth genug, nicht um den Jammer dieser Erde zu buhlen.“

B. W. an F. St.

St. Martin, den 18. Dezember 1840.

„L. F.! — — Von Verona hat mir unlängst Dipauli geschrieben. Die beiden Görres sind drinn und auf mich nicht gut zu sprechen, weil ich mich so von ihnen und Giovanelli zurückzöge. Ich habe lachen müssen. Ich bin ja nicht um dieser Leute willen auf Erden.“

B. W. an F. St.

St. Martin, den 3. Januar 1841.

„L. F.! — — Dein Brief hat mich gestern ins größte Erstaunen versetzt. Ich hätte mir eher den Tod eingebildet als ein Drama von Dir* in tausend Arbeiten.

Mehreres über dieses Schwalbenziehen des poetischen Frühlingswiederkehrens mündlich. — — Die größte Verwunderung erregte aber das Ende Deines Briefes, mit den Endscenen, die fertig sind. Liebster Freund! Du bist ja ein entfetzlicher Mensch! Ich ermangle nicht, auf Dein dramatisches Neujahr ein prosaisch herzliches zu wünschen für Dich und Deine Freundin und Deine Kinder.“

* Das Drama, dessen nahe Vollendung Streiter damals ankündigte, ist das oben schon öfter erwähnte „Himmel und Erde. Ein Mysterium.“

B. W. an St.

St. Martin, den 20. Februar 1841.

„L. F.! Von Verona höre ich, daß man mit dem alten und jungen Görres, die dort überwintern, nicht sonderlich zufrieden ist. Diese beklagen sich auch, daß man ihnen zu wenig Aufmerksamkeit schenke in Tirol. Von Innsbruck erhielt ich gestern Briefe mit Klagen über das Nichtsthun unseres edlen Freundes Schuler.“

B. W. an F. St.

St. Martin. Ohne Datum; etwa im Februar 1841.

„L. F.! Unsere freundschaftlichen Verhältnisse seit zwanzig Jahren leiden immer mehr, und ich leide mit Ihnen. Ich kann meine Liebe zu Dir nicht vergessen, und einige Erinnerungsgegenstände von Dir verwunden beim Anblick meine tiefste Seele. Ich bitte Dich, mache dieser Sache ein Ende. Ich muß darüber zu Grunde gehen. Ich bin daher entschlossen, alle Forderungen von Deiner Seite, auch schmerzliche einzugehen, wenn sie nur einiger Maßen billig sind, um mein eigenes Herz zu retten, das mit so glühender Liebe an Dir stets gehangen ist und noch hängt. Ich bitte Dich, diesen Umstand wohl zu erwägen. Ich sage nichts vom Uebelstande, den ein Bruch unserer Freundschaft vor unseren Feinden haben wird; mir ist die Welt gleichgültig im Vergleiche mit den unabweislichen Bedürfnissen meines Herzens. Es kann Dir meine Liebe zu Dir nicht wohl zweifelhaft sein, sonst könntest Du Dir nicht fortwährend kleinliche Neckereien

erlauben, die bei einem empfindlichen Menschen, wie ich bin, nothwendig eine Erkältung zu Folge haben müssen. Wenn Du sie aber wirklich mit voller Ueberzeugung anwendest gegen Deinen einzigen ältesten Freund, der mit der uneigennützigsten Liebe stets an Dir gehangen in allen guten und bösen Fällen Deines Lebens, so hättest Du offenbar die Absicht, meiner los zu werden. So schmerzlich das für mich wäre, müßte ich gleichwohl annehmen, was nicht zu vermeiden ist. In diesem Falle scheiden wir aber lieber als Männer, als Freunde, deren Innigkeit nicht so bald wiederkehren wird an andern, die auch fürs ganze Leben getrennt, doch den Herd ausgebrannter Zuneigung nie vergessen, nie ganz erkalten lassen, was ich meinerseits im tiefsten Gewissen vor Gott versichern kann. Trifft dieses letzte unvermeidliche Unglück ein, so muß ich Dich bitten, daß ich Dir einiges zurücksenden darf, was mich alle Tage an Dich erinnert und mir unerträgliche Schmerzen macht, nicht Dich zu kränken, sondern die Wuth meiner reizbaren Natur beim Anblicke desselben zu mildern und mir einige Vergessenheit des Geschehenen zu erkaufen, so weit es überhaupt möglich bei der angeborenen Treue meines Herzens. Ich bin zu allem Billigen bereit, wenn nur Du gleiche Verjöhnlichkeit zeigst.“

B. W. an J. St.

St. Martin, den 11. März 1841.

„O. F.! Zu Deinem Namenstage (19. März), an den ich so oft denke, wünsche ich Dir alles Liebste und

Beste! Insbesondere, liebster Freund, eine fröhliche Laune, ein heiteres Gemüth und die trunkene Freude ewiger Jugend ins Herz! Du warst während meiner letzten Anwesenheit in Bozen scheinbar so fröhlich, so gut gelaunt, es schien mir aber eine unabnehmbare Wolke auf Deiner Seele zu stehen, und nur Deine Lebensgewandtheit hob Dich über die Mißgefühle des Innern hinaus. Möchte sich mein Auge, die Ahnung meines Herzens doch geirrt haben! Der Tod der Dorothea von Tief hat mich schmerzlich berührt um Deinetwillen. Ich weiß aber nicht, ob Du unglücklich bist, daß Deine Lieben sterben! Sie sind besser aufgehoben jenseits als in dieser kalten, untreuen, verruchten Welt, wo so wenig Wahrheit und Genuß zu finden! Ich bin nie mit dem Tode vertrauter gewesen, als eben jetzt in meiner Thaleinsamkeit, und er scheint mir gar nicht fürchterlich; täglich sehe ich ihn an meinen Kranken, von denen nur sehr wenige ungerne sterben! Ich gebe Dir gerne Nachricht von meinem Treiben, denn ich habe keine wahre, schätzbare Theilnahme als die Deine, und sie ist meinem Herzen unentbehrlich als die Erinnerung meiner Jugend. — Ich arbeite jetzt am zweiten Theil der Giovanna, es geht leicht und schnell, und die Arbeit ist in soferne lohnend, als sie mich unterhält. — Der überall keimende Frühlingschmuck hat meine ganze Seele entzückt. Die Lieder wollen indessen nicht ruhen; drei sind entworfen, halbgemacht, aber keines vollendet. Ich bin seit einigen Tagen so schwach, daß ich kaum gehen kann, und ein schändlicher Husten mattet mich ab. Ich

schiebe alles auf die Jahreszeit und lasse mir meinen Humor nicht rauben. — — Deine Ansicht über die neueren Dichter, die Du mir ganz unerwartet in Bozen ausgesprochen, ist auch die meinige, ungeachtet ich Dir widersprochen; es geschah nicht im Ernste. Aber, lieber Freund! hast Du allzeit so gedacht? Ich glaub' es kaum. Es gab eine Zeit, wo ich diese Dichter verachtete, und da bekam ich derbe Lektionen; mit Recht, denn ich verdamnte, was ich gar nicht oder nur höchst oberflächlich kannte. — — Mich verlangt nach Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, wenn Du ihn zurück erhältst. Mir scheinen zwar diese männlichen Weiber etwas krankhaft zu sein, so auch ihr Gerede, aber geistreich ist's gewiß. Hier in Passaier liest sich übrigens derlei besser, wo die Einsamkeit das Ueberspannte genießbarer macht.“

B. W. an J. St.

St. Martin, den 22. März 1841.

„L. F.! — — Die Romane der Madame Sand beschäftigen mich angenehm, und im krankhaften Zustand liest sich so etwas leichter. Es sind Zerriffenheitsromane, im Zerfall mit der Welt empfangen und ausgeführt, aber der ungewöhnliche Geist des Weibes vergibt vieles, was ich an sich nicht vertreten möchte. Sie sind bei aller Reichhaltigkeit etwas schwachhaft und einförmig, Ehestands- und Heirathsgeschichten, aber mit viel Geist behandelt.“

W. W. an J. St.

St. Martin, den 24. März 1841.

„L. F.! — — Oitern blüht mich freudiger an als jemals, denn eher als ichs merke, werd' ich frei und kann wieder leben nach Gefallen und wandern in die weite Welt. — — Es kommt mir noch ein anderes Mißgefühl, es ist Deine Großmuth im Bücherschenken und im Bücherbestellen. Sie hat etwas Drückendes so wie Du's jetzt treibst, und es fällt mir gar nicht ein, Dich zu mißbrauchen. Ich fürchte nicht, Dich zu verarmen, aber meine Zukunft ist so schwankend, daß ich in Orte kommen kann, wo mir fast alles fehlt, nur Bücher nicht. — — Mit Deiner falschen Stellung im Leben bin ich auch nicht einverstanden, ich sehe es wenigstens nicht ein. Viele Deiner Genüsse, Bücher, Reisen, Kupferstiche, Gartenstrukturen mit Statuen wären alle unmöglich! — — Sodann ist ein Leben, ganz der Wissenschaft oder der Dichtung geweiht, vielleicht auf Erden überhaupt unmöglich! wenigstens selten und nur lohnend in den ungewohntesten Verhältnissen, wo eine Weltberühmtheit in nächster Aussicht steht. Man kann viel wagen, aber oft sehr wenig gewinnen, und der Bitterkeit dieser Art hast Du selbst schon genug gehabt, um sie gehörig zu schätzen. — — In Deinem Alter, bei Deinen Kindern und noch mehr bei Deinen Erinnerungen kannst Du keine andern Verhältnisse wünschen, als die, in denen Du bist. Die Ruhe kommt mit der Zeit, durch die Thätigkeit selbst. Ich rathe Dir, die letztere nicht zu stark zu zerplittern. Nimm

mir alles das nicht übel, es kommt aus gutem Herzen, das irren kann, aber Dich nicht beleidigen will. — Du hast den Trost, daß ich Dir stets offen sage und in Deiner Abwesenheit den Freund heilig halte.“

B. W. an F. St.

St. Martin, den 24. Juni 1841.

„V. F.! Ich gieng gestern jogleich mit Deinem Brief zum Pfarrer. Aber er erklärte mir, daß er mich vor Peter und Pauli unmöglich entlassen könne. — Ich war nämlich durch Deinen Brief so aufgereggt worden, daß ich auf der Stelle, wenigstens auf einen Tag, hinunterlaufen wollte. Weinend vor Schmerz gieng ich in mein Zimmer und wußte mir in meiner unbändigen Stimmung nicht zu helfen. Nach einer konfusen und fast schlaflosen Nacht kam ich endlich heute morgens zu folgendem Schlusse: Ich werde gegen allen Anstand meinethwegen um Peter und Pauli nach dem Gottesdienste abgehen.“

B. W. an F. St.

Meran, den 5. September 1841.

„V. F.! — Fouqué's Leben habe ich schon durchgelesen. Es sprach mich in keiner Weise an. Nach meinem Gefühl ist das Buch schlecht geschrieben, steif und voll wunderlicher Frömmerei, und läßt das Leben selbst wie kleine unbedeutende Korkstückchen auf der See des eigentlichen verborgenen gebliebenen Lebens schwimmen, daß man daraus nicht klar wird. Seine Feldzüge, so wie seine

Frauentienste kommen mir gleich lächerlich vor. Indesß für Literaturgeschichte lernt man doch einiges daraus. — Der Mann hat etwas Verwandtes mit mir. Er ist kleinlich und steif im Ausdrucke und weltunläufig, scheint mir, und deßhalb möchte ich ein größeres Werk von ihm, womöglich in Prosa lesen. — Ich fühle wenig Drang, Besuche zu machen, es ist so viel Schales in diesem Meranerwesen, daß ich mit Ekel mich abwende. Dadurch gewinne ich Zeit für vieles, was sonst unterbleiben müßte. Heute war auch ein Besuch da, der viel über Dein Advokatenwesen klagte und beschuldigte. Ich wurde dadurch verstimmt und fühle mich immer mehr gedrungen, mich von diesem abscheulichen Weltgeflatsche ab und ins Heiligthum treuer Liebe und Freundschaft hineinzuzlüchten, das mir in Dir seit meiner Jugend offen steht, unbekümmert um alles außer mir.“

H. W. an J. St.

Meran, den 9. September 1841.

„O. J.! — Der preussische Gesandte in Stuttgart war bei mir, ein Herr von Rochow, Bruder des Ministers des Innern in Berlin. Er ist ein sehr gebildeter Mann; er war mir wohlthuenend auf die tirolische Rohheit, auf die man so viel Gewicht legt. Wir sind Barbaren gegen diese gebildeten und so vernünftigen Leute. Er wird sich hier drei Wochen aufhalten. —

Dein Urtheil über mein Buch ist ein sehr billiges und verständiges. Es wäre mir lieb, weitläufiger über

meinen Stil aufgeklärt zu werden. Denn bin ich wieder gesund, so gehe ich nach Passaier und will so schreiben, als geschiedte Leute für gut halten. Indeß, den eigenen Satan des menschlichen Individuums wird man leider nicht ganz los. Ich sehe es an Höherbegabten. Wenigstens fehlt es mir nicht am Willen, noch zu lernen.“

B. W. an F. St.

Meran, den 18. September 1841.

„L. F.! — — Ich kam diesmal gut nach Hause, war aber traurig; dieses ewige Getrenntwerden ist doch gar zu verdrießlich. Lebet heimlich und versteckt vor der ruchlosen Welt, die für nichts Sinn hat als für das Schlechte und das Glück einiger Gemüther nicht leiden mag.“

B. W. an F. St.

Meran, den 27. November 1841.

„L. F.! — — Ans Fortgehen denke ich jetzt nicht. Es fehlt mir an Muth und Zeit. So kurz ich heuer eigentlich abwesend war, kommt es doch viel heraus, da die andern hier sitzen bleiben und sich beim Meraner Stadtgeträtische ganz wohl gefallen. Zudem habe ich mich offenbar bei Euch das letzte Mal verdorben. Ich trank zu viel Wein, wie schon öfter, und das thut mir allzeit übel. Jetzt enthalte ich mich allen Weines und lebe nicht am besten, aber doch viel besser als wenn ich täglich tränke.“

B. W. an F. St.

Meran, den 17. März 1842.

„L. F.! Ich wünsche Dir alles Liebe und Freundschaftliche zu Deinem Namenstage, den ich so gern persönlich mit Dir gefeiert hätte. — Ich bin soeben das erste Mal ein wenig aus dem Bette und sogar in die Sonne gegangen, es ist aber noch nichts weniger als vorbei; ich werde mich sehr halten und alle Studien liegen lassen. Bekomme ich so viel Athem, so werde ich wenigstens um Ostern nach Bozen kommen, ich sehne mich recht darnach, denn die Erinnerung an so viele Ostern, die ich dort verlebt, macht es mir fast zum Bedürfniß, diese Erholung besonders für meinen jetzigen Zustand aufzusuchen. — Trinkt nach Deiner Gesundheit auch die meine! Verzeih' mir alles, wenn ich etwas Mißfälliges Dir gethan. Mein besseres Selbst hat daran keinen Antheil; ich werde stets mit der kindlichsten Hingebung an Dir hängen, denn in der weiten Wüste des Lebens bist Du mein einziger grüner Ast. Auf fröhliches Wiedersehen!“

B. W. an F. St.

Meran, den 24. April 1842.

„L. F.! — Was Gersdorfs Repertorium über mein Buch (Tirol und die Reformation) spricht, weiß ich schon, ein Protestant kann kaum anders, ein Lob wäre mir fatal. — Es wird jetzt in fast allen Journalen für und wider gezankt. Die Katholiken sind im Ganzen durchaus günstig. Selbst die strengste, die ich gelesen, legt dem Buche den

Ton und den Katholicismus nicht zur Last, im Gegentheil rühmt ihn als das Beste. Die protestantischen sind umgekehrt, das ist in der Ordnung. — — Von Fanny von Dipauli habe ich dieser Tage ein höchst eigenhändiges Schreiben erhalten und ein großes Lob über Dich und Deine Bildung und Dein solides Betragen. Sie sei früher oft durch Dein seltsames Wesen und Reden irre geführt worden, aber sie sehe, daß Du zu den Gebildetsten des Landes mit Recht zähltest. Ich habe darüber die größte Freude empfunden.“

B. W. an J. St.

Meran, den 29. April 1842.

„L. F.! Dein Gedicht* ist sehr schön, es hat mich mit seinem Ende bis zu Thränen gerührt. — Und weiter ist da auch nichts zu sagen, als meine Anerkennung für Deine schöne heilige Stimmung laut werden zu lassen. Glücklich wer eine große unvernarbende Wunde, einen heiligen Schmerz durchs Leben trägt! Es lebe die Treue über Tod und Grab hinaus. — Ich verstehe und begreife, daß einer solchen Stimmung gar vieles gleich sein kann, was andere Menschen hochschätzen. Indes soll man nichts übertreiben, wahrhaft große Seelen, deren Beifall allein lohnend erscheint, sind auf Erden so selten, daß wir in unsern Verhältnissen ewig darauf verzichten müssen. Mir scheint es auch eine geistige Untreue, nach irgend eines

* „Himmel und Erde.“

Menschen Beifall zu geizen, eine Entweihung der Gabe, die geheimnißvollen Tiefen entquillt. Aber nie gleichgiltig soll es uns sein, bei edeln gutmüthigen Menschen auch als das zu passiren, was wir sind; und nie muthwillig zu ver scherzen, was zum Leben doch auch wünschenswerth ist. — — Wenn Du also der Dipauli wohlgefällt als geistreicher Mensch, so ist es kein Tadel, es entscheidet keineswegs etwas an Dir, aber die Göttergabe findet Anerkennung und das muß Du der Muse wegen lieb haben. — — Dieser Tage wieder eine neue Recension meines Buches in den Anzeigen der Akademie der Wissenschaften zu München,* eine unverschämte Lobhudelei, was einen unverdorbenen Menschen kränken muß.“

Bedas letzter Brief ist vom 30. Juli 1842. Im August trat der Bruch ein und riß allen Verkehr ab. Am Schlusse dieser Korrespondenz sei übrigens auch auf die Briefe aus dem Streiter'schen Freundeskreise hingewiesen, welche A. Pichler in Edlingers Literaturblatt veröffentlicht hat.

* Von Dr. Const. von Höfler, damals Privatdocent in München, jetzt Professor an der Universität zu Prag.